ASTAROTH: MENTHA. ZWEI NOVELLEN AUS DEM DEUTSCHEN MITTELALTER

Wilhelm Jensen




THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
1855

Wilhelm Jensen.

Astaroth. — Mentha.

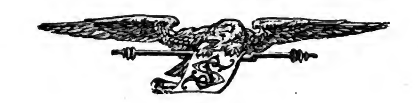
Zwei Novellen aus dem deutschen Mittelalter.

Astaroth. — Mentha.

Zwei Novellen aus dem deutschen Mittelalter.

Von

Wilhelm Jensen.



Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
Leipzig: C. F. Steinacker. 1893. New-York: Gustav E. Stechert.


THE PENNSYLVANIA STATE UNIVERSITY
Library

Astaroth.

Ein Gebild des fünfzehnten Jahrhunderts.

I.

Die Zeit war wild und bös, falsch und treulos. Das heißt, sie war ein Blatt, auf das die Menschen ihre Thaten schrieben.*) Der Herzog von Burgund, Karl der Kühne benannt, that es mit der Brandfackel, dem Schwert und Henkerbeil. Der König von Frankreich schickte aus Geldgier seine Braut Margarethe von Oesterreich mit Spott und Schimpf ihrem Vater zurück und haschte dafür nach der reicheren Verlobten des letzteren, Anna von Bretagne.

In allen deutschen Landen und Ländchen herrschte das Faustrecht, durch die neu erfundenen Handfeuerrohre und Mörser noch lauter tobend als zuvor. Das Gesetz war machtlos wie der Kaiser; Gewalt

*) An dieser geschichtlichen Begebenheit hat die Dichtung kaum da und dort einen leisen Zug hinzugefügt.

und Tücke trotzten jedem Recht, lachten über Acht, Aberacht und Bann. Nur die Körperkraft, die rohe Lust galt und ergötzte, der Krieg, Beutezug, Raufhandel, das Trinkgelage, die Jagd; das Lanzenturnier, häufig mit tödtlichem Ausgang, stellte die feinste Zier ritterlicher Lebensführung dar. Einsam saßen den langen Winter hindurch die Frauen, die Gattin und die Töchter der Ritter und Junker in unwirthlichen Gemächern auf der hoch herabdrohenden Raubburg. In den Gemächern lag graue Dämmerung, denn die glasscheibenlosen Fenster waren gegen Sturm und Eisluft mit Vorsatzluken geschlossen; die Insassinnen froren bei den knatternden Holzscheiten des Kamins, dessen Rauch der niederschnaubende Wind in die Stube hineinstieß. Sie langweilten sich; seit einem Menschenalter druckte man Bücher, aber von Hunderten verstand kaum eine zu lesen. Mit den froststarren Händen fertigten und besserten sie Kleidungsstücke, würzten sich die einförmige Arbeit durch Erzählen abergläubischer Märchen, durch Erfüllung der täglichen kirchlichen Vorschriften und durch Zuraunen abenteuerlicher Liebesgeschichten, bunt ineinander. In Rom aber schrieb der Papst Innocenz VIII. sein unverlöschliches Gedächtniß mit der Erfindung der Hexenprozesse,

mit Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen auf das Blatt der Zeit.

Wenn der Winter gegangen, mit dem Frühling ward es anders. Die ungeduldige Erwartung der Sonnenwärme, der sommerlich verwandelten Welt erhellt aus den Liedern aller Dichter.

„Sô die bluomen ûz den grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogelin wol singent
in ir besten wise, die sie kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelichen zuo?“

sang Herr Walther von der Vogelweide. Und Herr Brunwart von Augheim stimmte darein:

„Willekomme si der sumer schoene,
Willekomm si die wunnecliche zit!
Ich hort aber kleiner vogelin doene;
seht, wie heide und anger aber schone lit,
sit der Winter muoz dem sumer lazen
sinen strit; seht vröude ist uf den strazen
Die uns der vil wunnecliche meie git.“

Augheim, der Geburtsort und Wohnsitz des Minnesängers, „Herr Brunwart‘, liegt aber unter dem Hochblauen-Berg des Schwarzwaldes, und leuchtendschöner kehrt der Frühling nirgendwo in deutschen

Landen ein, als am Oberrhein. Gleichmäßig hüben und drüben des grün hinschießenden Stroms, am Ostrand der Vogesen, wie am Westrande des Schwarzwaldes. Und so war die „sumer zit“ nach hartem Winter dort wiedergekommen, man schrieb das Jahr christlicher Zeit 1486.

Dem Hochblauen gegenüber im Elsaß lag der hohe Belchen, an dessen Nordseite sich in seinen Abfall das Lauchthal eingrub. In diesem hatte einstmals Pirminius, der sagenhafte fränkische „Glaubensbote“, ein Kloster begründet, das im Lauf der Jahrhunderte zur weithin besitzenden und gebietenden gefürsteten Benediktinerabtei Murbach angewachsen war. Sie trug einen Hund im Wappen. „Der hat ihrer viel gebissen,“ singt Lienhart Ott, und ein Sprichwort im Elsaß redete von „Hochmuth, der so groß sei, als der Murbacher Hund.“ Ein hochadeliger Convent war's denn sechzehn Ahnen wurden zur Aufnahme in ihn gefordert.

Reich ging es zu an der Tafel der Abtei, die häufiger als mit ihrem wirklichen Namen, Vivarium peregrinorum, ein „Behälter für Fremdlinge“ genannt ward.

Das Kloster befand sich ein Stündchen aufwärts in einer kleinen Seitenabzweigung des Lauchthals, an

dessen Mündung in die Rheinebene die Stadt Gebweiler — ehemals Gebunwilare — lag. Murbach hatte sie begründet, hielt die Oberherrschaft über sie in väterlichen Händen. Doch die kleine Tochter war groß und stark aufgewachsen, mit festen Mauern, Thürmen und Gräben umgürtet, und gegen den Ausgang des 15. Jahrhunderts bestand ein grimmiger Haß und tödtliche Feindschaft der Bürger Gebweilers wider die Herrschsucht und Habgier der Fürstabtei. Der Abt Bartholomäus stammte aus dem großen Sundgau-Adelsgeschlecht derer von Andlaw, und es war wieder ein Sprichwort: „Dan einer von Andlaw in dise statt kam, das man jn zu todt schlug.“

Wer vom Rhein her den Blick gegen das Lauchthal wandte, genoß wundersame Anschau. Mächtig zur Linken drüber hob sich der Belchen, und ringsüberall von seinen Abhängen um die Stadt Gebweiler sahen stolze Schlösser — der Hugstein, der Ungerstein, der Freundstein, der Hirzenstein — herunter. Zwingburgen waren's, vom Dienstadel der Abtei besetzt, die Zugänge zu ihr zu hüten und ihre Herrschaft mit Schwert und Feuerrohr aufrecht zu halten. Drohend vor Allem wendeten sie jetzt seit zwei Menschenaltern Gebweiler ihr Felsengesicht zu.

Unabsehbar gen Norden dehnte sich vor dem Blick vom Rhein her die vielgegipfelte und vielgestaffelte Kette des Waskenwald-Gebirges oder „Wasichin“. Fast von jeder Vorhöhe desselben, oft auf hoher Kuppe ragte ein Schloß empor; über Rufach und Colmar hin ging das Auge bis Rappoltsweiler. Diesem zu Häupten stieg ein hoher Berg an, in seiner Mitte und auf dem Gipfel von drei benachbarten Burgen gekrönt. Das waren die Sitze der Grafen von Rappoltstein, der mächtigsten Herren im Elsaß. Hochthronend lagen sie am Rande der Sehweite, im Spätabendlicht manchmal wie drei rothe Fackeln erglühend.

Nun wärmte und funkelte, blühte und duftete der „vil wunnecliche meie“ um den Belchen her. Alle Halden standen in leuchtendem Blust, von bunten Schmetterlingen umtaumelt. Im frischgrünen Buchenwald gurrte die Wildtaube, Luft und Erde waren voll springender Funken.

Aufwärts im Lauchthal unter hängendem Gezweig auf dem weichen Boden saß ein seltsam aus dem Schatten anglänzendes Menschengebild, ein Mädchen, das erst im Gang des letzten Winters vom Kind zur Jungfrau geworden. Haare, wie glührothes Eisen auf dem Ambos, fielen ihr ungehalten wellig von den

Schläfen, über den Rücken bis an ihren Sitz hinunter; aus einem Gesicht mit wundersam weichen und edlen Zügen, an Farbe der großen weißen Anemone des Oberrheinlandes gleich, sahen Augensterne wie der „schwarze See“ droben auf dem Westhochrand der Vogesen. Wie das Haar, gemahnten auch die Augen an die eines Eichhorns. Sie schienen grad', unbeweglich vor sich hinaus zu blicken und nahmen doch Alles, was rund um sie vorging, auf. Jedes Schwanken eines Halmes, das Kriechen eines Insects, und reglos vergewisserten sie sich über die Ursache. Alles spiegelte sich und versank gleichsam in ihrer dunklen Tiefe.

Ihr Aussehen sprach, daß sie von edler Abkunft sei, doch ihre Kleidung kaum. Oder wenigstens nur durch den Gewandstoff, der von einer Aeltermutter herstammen mochte, verblichen, vielfach zerrissen und nothdürftig gebessert. Danach erschien sie nicht als ein Edelfräulein, aber sie war's, sogar von ältestem Geschlecht. Sie hieß Kunigunde — „Gundel“ genannt — Gielin von Gielsperg.

Mit der weißen, langgefingerten Hand rupfte sie süßduftenden Thymian neben ihr vom Boden und roch kurz daran. Dann warf sie ihn fort, er bot ihr das nicht, wonach sie verlangte.

Aufstehend — wie hoch und schlank sie so war! — wanderte sie an der Halde entlang, suchte, bückte sich und pflückte Erdbeeren. Nur selten erst zeigte sich eine von diesen leis angeröthet, allein sie nahm auch die noch völlig grünen, zerbiß sie und verschluckte sie. Sie mochten bitter schmecken, doch der Hunger war noch bitterer, und sie hatte immer Hunger.

Von jeher, als kleines Kind, so lang sie denken konnte. Was hatte sie Alles draußen in Berg und Busch gegessen! Nicht nur jede Frucht und Wurzel, auch rohe Vogeleier, die sie kletternd herabgeholt, die großen schwarzen Ameisen, selbst die braunen Schnarrheuschrecken mit den rothfunkelnden Flügeln.

Denn am Herd ihres Vaters saß Schmalhans als Koch. Ihre Geburt war der Tod ihrer Mutter gewesen, und sie hauste mit ihrem Vater, dem Junker Rudolph Gielin und ihrem Bruder Werner auf Gielsperg, einem verfallenen Burgstall weiter aufwärts im Gauchthal, mehr einer Wolfshöhle ähnlich als einer Menschenwohnung. Ein Raubthierloch, das seine Insassen reichlich gesättigt, war es vor Zeiten allerdings gewesen, aber die fetten Tage waren dahin.

Die Abtei wetteiferte mit ihren Vasallen an Begierde, doch stillte diese auf andere Art. Sie preßte

den Kaufleuten und Wanderern, die durch ihr Gebiet zogen, hohen Wegzoll ab und nahm sie dafür unter ihren Geleitschutz. So konnten die beiden Gielinjunker, Vater und Sohn, sich nur selten einmal droben im wilden Gebirg an einem vollen Geldgurt vergreifen, sondern mußten mit knirschenden Wolfszähnen die besten Bissen unter ihren hohlen Fensterlöchern vorbeigerathen sehn, Gaumen und Magen der gefürsteten Mönche zu ergötzen. Es gab nicht sonderlich viel mehr auf Gielsperg, als das Thier auch draußen im Bergwald fand, doch dafür mancherlei Schuldschrift in den Truhen der Bürger von Gebweiler. Davon hatte Gundel Gielin ihren niemals stillen Hunger und vielleicht auch ihr anemonenweißes, von Blutarmuth redendes Gesicht.

Gegen Mittag war's, die Sonne warf ihr Glanz und Hitze auf den unbedeckten Kopf, so daß dieser in einiger Weite wie eine zwischen den Blüthenstielen der Halde aufzüngelnde Flamme erschien. Ein kreisender Raubvogel schlug über ihr die Flügel und stieß scharfen Schrei herunter. Sonst war's still und unbewegt im heißen Thalschooß.

Die Südsonne hatte in ihm schon wochenlang gluthvoll gebrütet und mit der Hastigkeit des Vor-

sommers am Oberrhein den Pflanzenwuchs riesig emporgetrieben. An feuchtbrüchiger Einsenkung stand ein hoch aufgewucherter, verzweigter Strauch mit falbbraunen Beeren überdeckt, doch eine davon, den übrigen vorangeeilt, funkelte im Maienlicht schon mit glänzendem Schwarz. Auch von solchen Beeren hatte Gundel bereits einmal in den Mund gethan, aber nicht zum andren. Beim Zerbeißen war es mit heftigem Kopfschmerz, Betäubung, erstickendem Gefühl im Halse über sie gekommen. Trotzdem streckte sie jetzt wieder die Hand nach der schwarzen Glanzkugel aus; der Hunger nagte zu arg in ihr.

Da fiel ein Schatten neben dem ihrigen auf den Strauch, und sie wandte den Kopf. Unvermerkt war Jemand hinter ihrem Rücken vom Thalweg herangekommen, ein langer, in Junkertracht der Zeit, doch lotterig bekleideter Mensch. Breitbefedertes Baret saß ihm auf dichtem, dunklem Haarwald, die Nase darunter krümmte sich wie ein Habichtsschnabel, und trotz blauer Farbe der Augen kam Blitzendes, fast Brennendes aus seinem Blick. Er mochte drittehalb Jahrzehnt auf der Welt sein und hieß oder nannte sich Diepold von Zellenberg. Denn er war ein „Sonnenkind“, der Bastard eines hohen Herrn, man sprach, eines Bischofs.

umschweifend, wo's ausgiebigen Trunk und lustige oder hitzige Rede gab, ward er überall als Gast aufgenommen, in den Ritterburgen und der Abtei, wie in den Trinkstuben der städtischen Zünfte. Zumeist war sein Sack leer, doch dann und wann klimperten allerhand Goldgulden mit Fürstenbildnissen und Wappengethier darin. Wie er dazu gekommen, wußte Keiner, oder vielleicht nur Einer, der blutenden Kopfes irgendwo im nächtigen Busch lag; man fragte nicht danach, wenn das Gold sprang, von wannen der Klang. Auch auf Gielsperg war er nicht fremd, ein Altersgenosse Werner Gielins, und ab und zu wohl einmal auch dessen Weggenosse gewesen. Doch seit einem Jahre hatte er sich dort und überhaupt in der Gegend nicht blicken lassen, sondern anderswo Weg und Steg, Burg und Stadt im Elsaß besucht.

Die Hand auf seine lange Raufklinge stützend, stand er und sprach spöttischen Tons:

„Bist schon satt von gutem Ding in der Welt und willst Dich für die Raben füttern?“

Wie das Mädchen sich nun mit der schwarzen Beere zwischen den Fingern umkehrte, stieß er hinterdrein:

„Teufel und Hölle, die Dein Haar gebrannt! Du mußt die Gundel Gielin sein, des Werners Schwester. Warst Du ein Wechselbalg bis vor'm Jahr und hat die Holle oder die Hölle Dich ausgetauscht?"

Seine Augen funkelten und erläuterten, ihre seltsame Schönheit mit auflodernden Blick umklammernd, den Sinn seiner Worte. Sie erkannte ihn sogleich, denn er war unverändert, doch, was er meinte, verstand sie nicht. Gleichgiltig gab sie zurück:

„Wenn ich Euch zuwider falle, Junker, was schaut Ihr mich an?"

Er schlug ein Lachen auf: „Bist so dumm noch? Was willst Du mit der Tollkirsch? Brauchst sie nicht, hast ja selber zwei im Kopf."

Seine Hand schwappte unter die ihrige, so daß ihr die Beere aus den Fingern flog. Danach fuhr er fort: „La bella donna heißen sie's drüben im italischen Land. Da machen die Weiber eine Salbe für's Gesicht draus, daß Keiner ihnen widerstehen soll. Sie schminken sich Wang' und Lippen damit, und ihre Küsse sind giftig. Ich hab' kein Begehr nach Gift von Deinen, Gundel Gielin, drum schlug ich Dir die Walkerbeere aus der Hand. Willst Du ihren Saft

brauchen, thu's im Aug', nicht mehr als ein Tröpfle. Dann wird's ganz, als stäch' ihm eine Tollkirsch' im Sehring, und welchen Schatz Du willst, er muß Dein sein."

Er steckte die Linke zwischen Leib und Wehrgehenk, bog den straffen Hals etwas rücküber und schoß so wieder einen Flammenblick in das Gesicht vor ihm. Männliche Kraft, Jugendfrische, Hoffart edlen Geblüts und verwegener Sinn strotzten aus seinem Bild. Nun die Hand des Mädchens greifend, stieß er heraus: „Willst Du mit mir gehen?" Und in seiner Stimme klang etwas von dem schrillen Ton des Raubvogelschrei's, der hoch über ihnen aus der Luft herunterkam.

„Wohin soll ich mit Euch gehen?" fragte sie.

Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin, wo die Taube girrt, und dann weiter, wo die Welt lustig ist."

„Wozu?"

„Wozu die Taube den Schnabel braucht."

Rasch den Fuß aufhebend, fiel sie ein: „Habt Ihr dort Vorrath für den Hunger?"

Lachend drehte er den leeren Sack seines Wammses nach außen. „Die Kehle hat ihn leer geschluckt, aber heut Mittag giert mein Hunger nichts zu beißen,

sondern bess're Lippenkost. Die vertreibt schon eine Weil' das Magengeknurr; komm, bei Euch im Wolfsloch giebt's auch nichts, und zur Nacht stellen wir Halseisen. Ich weiß einen Goldfuchs, der drin stecken bleibt."

Enttäuscht zog Gundel den Fuß und zugleich die Hand aus der des Junkers zurück. „Wenn Ihr auch nichts habt, was soll ich mit Euch? Da giebt's auf Gielsperg noch mehr."

Gleichgiltig drehte sie sich ab und ging davon. Nicht in den Worten, doch in der Art, wie sie's gesagt, hatte für Diepold von Zellenberg so Verblüffendes gelegen, daß er, auf dem Fleck stehen bleibend, ihr ungläubig nachsah. Sein Mund vermurmelte ein paar Worte, nichts Schmeichelhaftes, denn sie besagten: „Eine hungrige Gans." Er folgte ihr mit dem Blick, wie ihr Haar über die hohen Stauden der Halde hinglühte; dann pfiff er und ging seines Wegs. Es war Gebiet der Abtei, auf dem er sich befand, und gewaltsame That frechen Bluts für seine durstige Kehle nicht rathsam.

Gundel Gielin stieg abwärts zum Weg, der sich an den Krümmungen der Lauch entlangwand. Ihr Gesicht bot keinerlei anderen Ausdruck als vorher;

lesbar stand drauf, sie wußte nicht, wozu sie mit ihm hätte gehen sollen, wenn er nichts zu essen für sie habe. So schritt sie ihrem nicht zu fernen Burgstall zu.

Wo der kleine Murbach linksher vom Kloster in die Lauch einmündete, hockte am Rand eine blondzöpfige Bauerndirne und klopfte Leinenwäsche mit einem Brett. Dazu sang sie mit einer Stimme, hell wie das rieselnde Wasser unter ihr, ein Reimlied mit gleichmäßig kehrendem Schluß. Im Vorübergehen haschte Gundels Ohr zwischen den klappernden Brettschlägen zwei der Verssätze auf:

„Er hatt' eine Liebste, ein blasses Kind,
Mit Augen, wie Veiel im kalten Wind.
Sag' ade — sag' ade!

Es wehte der Wind ihr die Wange zu roth,
Sie ging so unter in Lebensnoth.
Sag' ade —"

Die Singende sah drein, als verstehe sie gut, was der letzte Vers sage. Auch Gundel verstand's: Lebensnoth hieß hungern und darben. Daran ging man so nach und nach unter. Nur was „Liebste" sei und in dem Lied wolle, wußte sie nicht.

Niemand kam durch das Thal, das sich mählich

höher zwischen die Bergwände hinaufzog. Doch dann scholl einmal Hufgetrappel um eine Felsnase; mit einem wunderlich hohlen Klang dröhnte es vom Steingrund durch die mittägige Stille. Ein Reiter tauchte nun um die Ecke, ein Ritter, doch nicht in Panzerrüstung, sondern in bequemem weitem Tappertgewand, zwei berittene Knappen in Helm und Schienen hinter ihm. Gundel kannte ihn, es war Herr Wilhelm von Ungerstein, Burgherr des Schlosses Ungerstein drunten am Ausgang des Thals, der letzte Namensträger seines altedlen Geschlechts. Unter der rothsammetnen Sandelkappe fiel sein langgetragenes Haar ihm aschengrau über den Nacken; aus dem freundlichen Angesicht blickten sanfte, ein wenig stumpffarbige und lebensmüde Augen. Sie trugen Kümmerniß über das Absterben seines Ehgemahls, mit der er fast an die vierzig Jahre in einträchtiger Zufriedenheit verbracht; der harte Winter aber hatte sie in's Grab gelegt und seit fünf Monden saß er einsam, seiner reichen Habe unfroh, in den stattlichen Gemächern der Burg. Denn Kinder, sein Geschlecht fortzuerhalten, waren ihm von seinem Weibe nicht geworden.

Gundel wich an den Wegrand, den vornehmen Herrn vorüber zu lassen. Doch ihr Gelock leuchtete

zu feurig im Sonnenglanz und wie eine fremdartige Wunderblume stand sie an der Blüthenhalde.

Und es war Mai, die Zeit, d'rin das Auge sich gern an Blumen ergötzt.

So geschah's, daß der grauköpfige Ritter sein Roß anhielt und, sich im Sattel vorbückend, fragte:

„Wer bist Du, Magetin? Mich däucht, ich sah Dein Haar schon einmal wie rothes Gold durch's Thal scheinen."

Ueberrascht von seiner Anrede, versetzte sie halbscheu: „Ich heiße Gundel Gielin von Gielsperg."

„So bist Du ein Fräulein, und ich gewahr's jetzt, mich blendete die Sonne, kein Kind, sondern eine Jungfrau. Dir ziemte besseres Gewand will's mich bedünken, aber ich weiß, Dein Vater ist arm."

In den matten Blick Herrn Wilhelms von Ungerstein war's mit einem helleren Aufglänzen gekommen und er verwandte sich nicht von ihrem Antlitz. Sie erwiderte: „Ja, das sagt Ihr mit Recht, gestrenger Herr, mein Vater ist arm. Um's Kleid würd's mich nicht grämen, aber Hunger leiden ist arg."

Nun entgegnete er: „Es rollt auf der Wurfbank nicht, wie man's begehrt. Hätt' Dich Gott mir

als Tochter beschert, Kunigund, wär's uns Beiden zum Guten gewesen."

„Das stünd' bei Euch — Ihr könntet's bessern, was er gefehlt."

Es flog ihr vom Mund, wie der Vogel aus dem Busch schwirrt. Um des Ritters Lippen säumte sich ein Lächeln, er sprach: „Meinst Du, Kunigund? Dein junger Kopf findet das Rechte vor meinem alten. Mir liegen auf der Burg noch Gewänder ungenutzt in der Truhe, die mein Gemahl in der Jugend getragen. Davon schicke ich Dir morgen eines nach Gielsperg und zur Mittagskost für Dich dazu. Nimm guten Weg heim und streife mit Deinem Gelock nicht an brennbares Ding, daß Du's nicht anzündest."

Nickend ritt er abwärts weiter, doch am Wegumbug drehte er noch einmal das Gesicht zurück. Es war im „vil wunnichlichen meien", drin Blumen Zauber innewohnt, daß sie mehr als sonst die Augen erfreuen, auch die des Alters.

Was Gundel Gielin zuletzt entfahren, war keck und wohl mehr als das, aufdringlich gewesen. Doch sie bereute es nicht; man mußte schnell und fest in der Welt zugreifen, wenn etwas vorüberkam, was man haschen und halten konnte; sonst flog's hurtig

vorbei und ließ das Nachsehen. Und durch ihr kühnkluges Nutzen des Augenblicks bekam sie morgen ein gutes Mittagsgericht, sich daran satt zu essen. Auch ein Kleid dazu; doch das schätzte sie gering. Weder fror sie im ihrigen, noch war's ihr zu heiß, also brauchte sie kein anderes.

Fortwandernd, dachte sie kurz darüber, warum der Burgherr von Ungerstein ihr die verheißenen Dinge zum Geschenk mache. Zum ersten Mal im Leben geschah ihr Derartiges, und sie begriff's nicht, weshalb. War's, weil sie so armselig aussah, oder weil die Menschen im Alter wieder schwachen Sinnes wurden wie die Kinder? Aber lang bekümmerte ihr Denken sie nicht; es gaukelte etwas farbenreich im Lichtmeer an ihr vorbei, danach griff sie mit der Hand, preßte die Finger d'rum fest zusammen und that sie dann wieder auseinander. Ein Schmetterling war's, den sie gefangen, mit bunten Augen auf den Flügeln, doch reglos, denn ihre Hand hatte ihn todt gedrückt und sein Schmelz glimmerte ihr an den Fingern. Flüchtig schaute sie darauf hin, warf ihn in den Wegstaub und ging weiter.

Ihr kam plötzlich einmal der Gedanke, sie möchte wohl wissen, wie sie denn eigentlich aussehe.

Aber das ließ sich nicht machen, man konnte sich nicht selbst sehen. Sie hatte gehört, es sei möglich, wenn man in ein ruhig stehendes Wasser hineinschaue, doch solches gab's um Gielsperg nicht.

Zu diesem bog sie nun ein Stück an der Berglehne hinauf. Mit unbehauenem Quadergestein, dem Zeichen des grauen Alters, sah der Bergfried von einer Felszacke unversehrt nieder, allein das Gemäuer um ihn lag ausgeschartet zerbröckelnd, der Burghof wüst und verfallen. Einer großen Wolfsrüde schlotterte das zottige Fell um die deutlich sichtbaren Wirbel und Rippen; sie schlug beim Kommen des Mädchens einen hungrig-heiseren Ton an, witterte nach der Vorübergehenden auf, ob diese einen Geruch von etwas Eßbarem mit sich bringe, und drückte verdrossen mit lang vorgedehntem Kopf den Hals wieder auf den sonnenheißen Grund. Drinnen befand sich kaum ein wohnlich zu heißender Raum; in fleckigen Wämmsern saßen der Junker Rudolph Gielin und sein Sohn an einem alten, vielfach zerhackten, eichenen Schragentisch mit einer Mittagsschüssel vor sich, aus der sie nach ihren Mienen wenig schmackhafte Brocken hervorholten. Sie sahen mürrisch aus, wie der Hund; kurze Worte, die ihnen vom Mund fielen, besagten, nicht so sehr um

der schlechten Kost willen, als weil ihnen ein Wild entwischt war, worauf sie im Morgengrauen gepaßt hatten. Was es gewesen, ob Bär oder Schwein, Hirsch oder was sonst, ließ sich aus ihren Reden nicht vernehmen. Keiner nahm vom Eintritt Gundels Vermerk, sie setzte sich gleichfalls wortlos auf die Wandbank und wartete, bis die Beiden von ihrer Mahlzeit innehielten; dann zog sie sich die Schüssel heran und aß den kärglichen Rest. Neben Werner Gielin stand ein verbeulter Zinnkrug, den hob er und stülpte ihn über seinen Becher, doch es lief kein Tropfen mehr heraus. Nun schlug er mit einem Fluch das klappernde Gefäß auf den Tisch, sah grimmig seiner Schwester in's Gesicht und stieß aus: „Bist Du auch noch da, den Topf auszuschlecken? Wozu füttern wir Dich mit? Du solltest schaffen, daß Speck hineinkommt!“

Er biß sein unwirsches Gepolter ab, maß sie großverwunderten Blickes mit den Augen und fuhr schrillstimmig drein:

„Gott's Tod, Vater, schaut's an! Säß' ein Bub da, sagt' ich, ihm wächst der Mannesflaum um's Kinn. Ihr habt eine Tochter, die sich putzt, wenn sie den Brustlatz abthut. Wär's meine, ich thät' sie in ein

Haus mit guten Frauen zu Colmar oder Basel, da griffe sie uns nicht den Bissen vor'm Zahn weg, sondern brächt' Euch Gold in den Sack."

Gundel sah ihn an. „Bist verrückt worden? Meinst, da läg' das Gold auf den Straßen und ich könnt's auflammeln? Geh' Du hin und thu's, wenn Dein Kopf so einfältig ist, daß er's glaubt."

Der alte Junker Rudolph knurrte: „Da wär's nach Murbach näher. Hochfürstliche Gnaden legen gern Sprenkeln im Hag. Vielleicht — was trabt da über den Berg?"

Er stand auf und warf einen lauernden Blick durch die Fensterhöhle hinaus. Drunten auf der Straße zogen ein paar hochbeladene Maulesel, von ihren beiden Eigenthümern und einigen reisiggewappneten Knechten zu Fuß geleitet, thalaufwärts.

Sichtlich waren's Handelsleute, die mit ihren Waaren dem Paßweg über's Gebirge in's Lothringische zutrachteten. Die Zunge Rudolph Gielins brachte einen kurzen scharfen Schnalzlaut hervor, der den Kopf seines Sohnes herumfahren ließ. „Was giebt's?" Dann saß Gundel allein am Tisch; in einem Zimmer nebenan scholl eine Weile Eisengeklirr;

danach war's still. Die beiden Junker und der einzige Knecht, der mit ihnen hauste, stiegen eilfertig zu einem Geschäft weglos gradauf den Berg hinan, auch der große Wolfshund begleitete sie und schnupperte ab und zu voraus in die Luft. In der öden Burg war's lautlos, nur ein braunes Thurmfalkenpaar jagte sich droben kreischend um den Bergfried, und nur die alte Madgard, die Hausschaffnerin, hockte, einen Rosenkranz abfingernd, in dem schwarz verrußten Küchenloch an der kalten Herdasche. Zu ihr ging Gundel und fragte: „Weißt Du, wer die guten Frauen in Colmar und Basel sind? Giebt's bei ihnen zu essen?" Die Alte schlug hastig ein Kreuz über Kopf und Brust und stierte das Mädchen an. „Führ' uns nicht in Versuchung," brachte ihr zahnlos murmelnder Mund heraus. „Die guten Frauen? Was willst Du mit ihnen, Kind? Erlös' uns vom Uebel! S'ist Todsünd', was sie schaffen — unser täglich Brot gieb uns heute! Die sind Brot, im Höllenofen gebacken, zur Kost für die Schürknechte des Belzebub. Benedeite Mutter Gott's, bewahr' uns in unsrer Reinheit!"

Gundel zuckte die Achsel, daß sie sich auf eine Frage an die alte Vettel eingelassen. Starrend und triefend von Unflath, hockte sie da, und die Mutter

Gottes sollt' sie in ihrer Reinheit bewahren; fast hätte Gundel Gielin aufgelacht. Zu dumm war's, wie das Beten überhaupt, von frühauf hatte sie es angewidert. Als kleines Kind hatte sie auch zum öftern die Finger gefaltet: „Unser täglich Brot gieb uns heute!" Aber Niemand gab's, der Hunger fraß danach um so ärger. Nichts als Narrheit war's mit Gott und der Mutter Gott's im Himmel, und Sünd und Sündenstrafe gab's auch nicht, davor fürchteten sich bloß die Dummen. Man mußte selbst die Hand brauchen, das zu bekommen, was man wollte; nur konnte ein Mädchen das nicht. Es hatte nicht die Leibeskräfte dazu, war von der Natur schwach und ohnmächtig in die Welt gesetzt.

Gundel dachte erbittert darüber, wie sie benachtheiligt worden, daß sie kein Mann sei. Da wär' sie heut mit ihrem Vater und Bruder in's wilde Gebirg hinauf und würde anders bei ihnen gelten, am Tisch nicht Schimpfreden als Zukost zu schlucken haben. Sie wußte, daß die beiden nicht vor dem Morgengrau heimkehrten, ihr Weg mußte weit umgehen und ihr Waidwerk heischte die Nacht. So ward's und legte diese sich mit Sterngefunkel über die verlassene Burg, in deren Dunkel Gundel Gielin allein saß.

Schatten und weißliche Schimmer gingen draußen und Eulen fauchten an ihrem Fenster vorbei, aber das rührte sie nicht an; auch vor Gespenstern fürchtete sie sich nicht. Sie selbst konnte jetzt wie ein solches erscheinen, oder mehr einem marmornen Standbild gleich, wie man sie drüben im italienischen Lande als Gedächtnißmale uralter Zeit da und dort aus der Erde grub und Künstler sie in weißem Gestein nachbildeten. Denn Gundel bereitete sich in ihrer unwirthlichen Kemenate zum Schlafen und warf dazu nach Brauch der Zeit Alles, was sie an Kleidung trug, von sich. So umflimmerten die Sterne kurz und mit einem geheimnißvollen Glimmerschein ihre völlig gewandlose, wundersame Gestalt, dann schwand diese unter der Wolfsfelldecke ihres harten Lagers. Die Fensterluke war unverschlossen, und die riegellose Thür klaffte; wer Lust dazu besaß, konnte durch die Finsterniß hereintreten, hier, wie überallhin in die unbewachte Burg. Doch der Gedanke kam Gundel nicht; wer sollt' es thun und wozu? Bei ihr war nichts zu rauben oder zu stehlen, wie in keinem anderen Gelaß. Sie schlief ein und dachte als letztes, morgen Mittag werde sie sich satt essen. Das hieß, wenn der Ritter von Ungerstein seine Zusage hielt.

Eigentlich konnte sie's nicht glauben; er hatte es wohl gesagt, aber keinen Grund, morgen noch daran zu gedenken.

Die Sonne weckte sie; in der Nacht waren ihr allerhand Träume gekommen, sie wußte nicht mehr was. Doch wie sie aufgesprungen stand und das Gesicht über die irdene Schüssel bückte, um sich zu waschen, fiel ihr ein, unter ihren Augen sei ein ruhig stehendes Wasser, in dem man sich selbst sehen könne. Indeß, wie sie's auch versuchte und den Blick anstrengte, sie nahm nichts gewahr, als die Schüssel und das Wasser.

An noch Eins erinnerte sie sich, aus dem Traum oder von gestern her. Es war ihr wohl in jenem rückgekehrt, und mit einem sonderbaren lüsternen Trieb kam's über sie. Ohne umzuschauen, ob ihr Vater oder Bruder heimgekommen seien, verließ sie die Burg, stieg an der Berglehne empor. Sie hielt ein Ziel droben auf dem Felspfad im Auge, wußte, daß sie dort finde, wonach sie trachtete. Nun erreichte sie's, eine hohe Tollkirschenstaude, ebenfalls schon mit einigen schwarzgereiften Beeren bedeckt; Nachtthauperlen funkelten noch auf den Blättern, wie an Kraut und Halm rundumher. Die Hand streckend, setzte sie den Fuß vor; da fuhr neben diesem ein Zischen gegen sie auf, unter

dem giftigen Strauch wand sich blitzschnell eine schwarze Höllennatter empor, ringelte sich ihr über den Schuh um das bloße Gelenk und hob steil den wüthig züngelnden Kopf an ihr in die Höh'. Gundel kannte die Gefahr, wußte, ein Biß in das nackte Bein sei der Tod, doch sie erschrak nicht, machte keine hastig abschüttelnde Bewegung. Ruhig bückte sie das Gesicht nah gegen die Schlange hinab und sagte: „Was willst Du?“ Ein paar Wellenschläge des frischen Morgenwindes lang sahen beide sich so an, heftete die Viper den Blick in die schwarzen Augensterne über ihr. Dann bückte sie langsam den Kopf herunter, und nun schneller, und löste ihren Schuppenleib von dem Fußknöchel, und wie furchtgejagt schoß sie davon, in einen sichernden Erdschlupf hinein. Eine lächerliche Furcht des giftstrotzenden Ungethümes war's, doch Gundel Gielin lachte nicht, ihr regte es nicht Verwunderung. Sie hatte schon manchmal erfahren, daß sie Macht besaß, solcher Art ein bedrohliches Gethier zurückzuschrecken, auch die Wildkatze, den Wolf, den Luchs, und sie pflückte gleichmüthig jetzt zwei der dunklen Beeren, nach denen ihr Gelüst stand, und begab sich wieder bergab.

Als sie zur Burg kam, waren die beiden Junker zurückgekehrt, doch merklich wenig zufriedengestellt vom

nächtlichen Anstand. Sie sahen noch wild-verdrossener aus, als Tags zuvor; Stein und Dorn mußte sie im Wald arg mitgenommen haben und die Jagdbeute ihnen trotzdem wieder aus den Fingern entwischt sein. Oder Bärenkralle und Eberzahn waren ihnen grimmig in's Fleisch gefahren; blutrünstig lief ein Riß von der Stirn bis zum Kinn über Werner Gielins Gesicht, und sein Vater schleppte beim Auftreten lahm den rechten Fuß. Der Knecht war nicht wieder mit heimgekommen, nur der Hund, der ächzend in einer rothen Lache am Boden lag. Gundel sah's, doch fragte sie nicht, was und wie's geschehen; sie hütete sich nur, den übel Zugerichteten in den Wurf zu kommen, denn über die beiden besaß der Blick ihrer Augen keinerlei Macht. In ihre Kammer schlüpfend, nahm sie die mitgebrachten Beeren, zerquetschte sie zwischen den Fingerspitzen und tupfte sich mit dem Saft zwischen die Lider. Danach trieb sie's; Diepold von Zellenberg hatte gesprochen, wenn sie das thäte, müßte ihr jeder Schatz gehören, den sie wollte. Zu vermuthen stand, sie könne dann gleich einer Wunschruthe das Gold und Edelgestein in der Erde schauen.

Ein kurzes ätzendes Brennen ließ ihr nun die Wimpern zusammen zucken, verging indeß rasch, und

sie konnte die Augen wieder öffnen. Aber beim Aufschlagen der Lider sah sie nichts vor sich, als ein gelb in einander rinnendes Geglitzer der Sonnenstrahlen; wie blind stand sie mit weit aufgerundeten Sehringen, aus deren Tiefe ein metallisch grünes Geleucht kam, gleich dem Glimmerschein im überschatteten Blick eines Raubthieres. Erst gemach tauchten ihr vor den lichtgeblendeten Augen wieder die Umrisse und Farben der Dinge hervor, doch nur in der Weite. Was nahe war, lief ihr verschwommen undeutlich durcheinander.

Da scholl Hufschlag vor der Burg und jetzt drinnen im Hofraum; gleich darauf rief die rauhe Stimme des Vaters ihren Namen. Unsicheren Schrittes ging sie hinaus und gedankenverworren; Knechte standen draußen und vor ihnen, aus dem Bügel gestiegen, ein Reiter, den sie nur wie durch ein flimmerndes Maschennetz wahrnahm. Doch an seiner Ansprache erkannte sie Herrn Wilhelm von Ungerstein, er sagte: „Ich komme selber, Kunigund, Dir das Verheißene zu bringen —“

Bei dem Wort hielt er und stieß, sie anblickend, nach: „Was herbergt Dein Angesicht? Deine Augen sind schwarz, und doch werfen sie Gefunkel wie Diamant.“

Man sah dem Ritter an, er war erregt an Leib und Sinn und mußte Athem schöpfen, eh' er wiederum sprechen konnte:

„Ich hab' ohne Schlaf die Nacht gelegen, denn mich ließ nicht, es sei gar einsam in meinem Haus. Da überfiel mich's, hierherzugehen, daß ich Dich früge, Kunigund, ob Du zu mir auf die Burg kommen willst."

Gleich einem Pfeil, der bereit auf der Bogensehne liegt, schoß es vom Munde Gundel Gielins:

„Ja, ich gehe mit Euch, als wäre ich Eure Tochter."

„Nein — ich hab's besser bedacht —" der Ungersteiner stockte ein wenig mit der Zunge an und drehte den Kopf gegen den alten Gielsperger: „und bin zum Entscheid gelangt, Herr Junker, bei Euch um Eure Tochter zu meinem Ehegemahl zu freien."

Aus der Kehle Gundels brach ein Ton, wie ein vom Speer getroffenes Wild ihn ausstößt, und wie dies sich im Dickicht birgt, lief sie in ihre Kammer davon. Sie sah nichts und wußte nicht, was sie wollte; tappend griff sie mit der Hand nach der irdenen Waschschüssel, warf diese zu Boden, daß schütternd die Scherben umherflogen. Nun kam ihr Vater hinter

ihr drein, umkrallte ihr mit sehnigen Fingern von rückwärts den Nacken und raunte drohend an ihr Ohr: „Wenn Du ‚nein‘ sprichst, würg' ich Dich, Dirne!“

Auf einmal war sie ganz ruhig, duckte sich unter der Faust fort und gab zurück: „Weshalb sollt ich's? Glaubt Ihr, ich sei von Verstand?“

Dem Alten flog überrascht heraus: „Du willst seine Frau werden?“

„Wenn er's für besser hält. Was geht mich das Wort an, ob Tochter oder Frau? Viel klüger ist's, als Frau bin ich die Herrin und kann nehmen, was ich will.“

„So komm und sag's ihm!“ Mit zitternder Gier in den Augen drängte Rudolph Gielin sie zur Thür, stieß, als sie auf den Burghof zurückkamen, aus halb keuchender Brust: „Sie gehört Euch, Herr Ritter!“

Der Angesprochene versetzte: „Deinen Handschlag, Kunigund, Du wirst es gut bei mir haben.“

Ja, ich denk's mir, wunder gut!“

Sie hielt seine Hand, scheulos, mit den Fingern sich d'rum festklammernd, als sei's ihr bang, wenn

sie loslasse, könne die seinige ihr wegschwinden. Es schien, sie gedenke, gleich mit ihm zu gehen; seine Augen strahlten Glanz aus und sein Arm zitterte. Von ihrem Anblick unter der Asche der Jahre in ihm heraufgeschürte Leidenschaft, die ihn über Nacht zu seinem jähen Entschluß fortgerissen, übergoß die Runzeln seines müden Gesichts mit einem Wellenschlag jugendlicher Lebendigkeit. Er wollte sie in die Arme ziehen, doch bezwang sich in Gegenwart der beiden Junker und der Knechte. Aber desto ungestümer trieb's ihn zur schleunigen Festsetzung der Hochzeitsfeier, und er traf Abrede, daß sie nach wenigen Tagen stattfinden, seine Braut alsdann zu ihm kommen solle, wie sie stehe und gehe, sonder Mitgift, er halte Alles bereit. Widerstrebend ritt er von dannen, bis zum Letzten wie mit zaubergebannten Augen nur an Gundel Gielin hangend.

Die Zurückbleibenden setzten sich zum reichen Mahl, das die Knechte des Ritters mitgebracht, Wildeberkopf, Hirschkeule und Krüge voll besten Gebweiler Wein's. Es war ein Schmaus auf Gielsperg, wie er seit Gedenken nicht gewesen, Gundels weiße Gesichtshaut durchfloß es mit röthlichem Schimmer. Ihr Vater sprach: „Laß sie mit ihren Eseln zum Teufel traben!

Der Fang, den wir heut gemacht, läßt ein umsonst geschundenes Bein an's Bein binden." Trunken lachte Werner Gielin: „Der graue Fettwanst im Dachsloch — ich schütt's durch die Kehle auf sein Gebein! Daraus fließt bess'rer Saft als zu Colmar und im Pfaffensprenkel. Und dies auf das Fleisch und Blut, das doch zu etwas nutz ist. — Aber der Alte winkte ihm mit gerunzelten Brauen, zu schweigen; er verhielt sich achtsam, fast unterwürfig gegen seine Tochter, ihr fuhr heut kein rohes Wort von ihm in's Gesicht.

Am vierten Tag nach diesem trafen um die Mittagszeit Knechte mit einer Senfte ein, darauf ließ der Ritter von Ungerstein seine Braut zur Hochzeit in's Schloß tragen. Wider die heiße Sonnengluth wölbte sich über ihr ein purpurner Baldachin, drunter leuchtete ihr Haar; aus der Weite schien's, als schwebe eine große Blüthenglocke des roth funkelnden Fingerhutes über den Weg hinunter. Wie sie an die Einmündung des Murbachs an die Lauch gelangte, klang ihr der Gesang der Bauerndirne, den sie hier gehört, im Ohr auf:

„Es wehte der Wind ihr die Wange zu roth,
Sie ging so unter in Lebens Noth —
Sag' ade —"

Auch ihr war die Wange roth geworden, sehen konnte's sie nicht, aber fühlte ihr Gesicht heiß von der Erwartung. Denn sie ging nicht unter in Lebensnoth, sondern Lebensherrlichkeit lag ihr zu Füßen. Richtig war's mit dem Saft der schwarzen Beeren im Auge gewesen, der Schatz ihr geworden, nach dem sie getrachtet. Gundel Gielin klammerte die weißen Hände um die Tragstäbe des Baldachins und rüttelte dran, daß der Purpurhimmel über ihr schwankte. Dazu lachte sie, aber sie verstand sich nicht darauf, hatte nicht lachen gelernt. Man sah's nur an den Lippen und Zähnen, klanglos zerging's davor.

Der Ritter von Ungerstein erharrte ihre Ankunft vor der Zugbrücke seiner Burg, hob sie aus der Sänfte und stellte sie dem Schloßgesinde als die neue Herrin dar. Dann diente eine Kammermagd ihr als Führerin zu dem Gemach, wo sie sich für die Traüung schmücken sollte. Durch mehrere wohlausgestattete Vorstuben ging's dorthin; kunstvoll gearbeitetes Hausgeräth, Zierrath und Schmuck mancher Art, wie sie dergleichen nie gesehen, erfüllten die sorglich gehaltenen Räume. Als sie in den zum Ankleiden mit Allem bereiteten Raum eintrat, bog sie stutzend den Kopf nieder, denn sie vernahm plötzlich ihren Fußtritt nicht

mehr, ein weicher Teppich deckte den Estrich. Rasch indeß begriff sie's und sagte: „Das ist gut, ich will nicht frieren, wenn der Winter kommt.“ Auch die Wände des traulichen Gemaches waren mit Gewirken behängt und die Fensteröffnungen von durchscheinenden, in Oel getränkten Häuten verschlossen; dadurch kam trotz der Sonnenhelle draußen ein gedämpftes Licht, fast wie leis dämmernd, in die Stube. Gundel Gielins Miene drückte keine Ueberraschung, doch Befriedigung aus; was sie um sich wahrnahm, ward ihr Eigenthum heut' und gefiel ihr. Aber nun stutzte sie nochmals und fragte, grad' vor sich hinschauend: „Wer ist das?“ Die Dienerin verstand's nicht und versetzte: „Was meint Ihr, Herrin?“

„Die dort. Was thut sie hier?“ Gundels Hand deutete auf eine ihr nur ein halb Dutzend Schritte gegenüberstehende weibliche Gestalt, unscheinbar gewandet, doch von hoch-schlankem Wuchs und weißem Antlitzglanz. Drüber fiel goldrothes Haar von Scheitel und Schläfen, und zwei Augen, den reifen Beeren des Tollkirschenstrauches gleich an Farbe, blickten Gundel entgegen.

Jetzt erwiderte die Magd: „Das matte Licht verursacht Euch Täuschung, Herrin; es steht Niemand dort, als Ihr selber in Eurem Spiegelbild.“

Da fuhr's mit einem Ruck durch alle Glieder Gundel Gielins, wie wenn ein flügge werdender Nestling sich beim Habichtsschrei im Schreck zusammenduckt. Sie stand, sich nicht regend, ohne Wort und auch ohne Athemzug. Danach sprach sie befehlerisch: „Hole mir Wasser, ich habe Durst vom Weg."

Die Dienerin ging und die im Gemach Bleibende sah ihr Wiederbild an. Leise, Schritt um Schritt, bewegte sie sich auf sich selbst zu, doch anhaltend lautlos-vorsichtig, gleich einer Katze, die einen Vogel beschleicht. Dann schnellte sie sich plötzlich, mit der Hand ausgreifend vor, und stieß hart gegen die glimmernde Fläche des großen Metallspiegels an der Wand. Halb verdutzt wich sie zurück; da stand sie wieder vor sich und schaute sich mit den schwarzen Diamantaugen in's Gesicht und das Lachen ohne Ton bewegte Gundel Gielins Lippen, daß der weiße Zahnglanz aus dem Spiegel zurückflog.

Maimond war's und der Rittersaal der Burg stand von frischgrünem Laub ausgeziert; ungeduldig wartete darin Wilhelm von Ungerstein mit den Hochzeitsgästen. Dann erschrak er beinah, denn die Thür ging auf und es war, als falle vom Scheitel Gundel Gielins flammendes Morgenroth in den Saal und

darunter breche aus ihren Augen die Nacht herein. Sie trug ein kostbares, lichtblaues Obergewand von einer Färbung, die, dem abendlichen Föhnhimmel gleich, auf durchschimmerndem grünem Untergrunde zu ruhen schien. Schön um den edelsteinleuchtenden Gürtel gebauscht, flossen und gossen sich die weichen Falten des Kleides auf ein schleppendes Untergewand von goldbraunem Brokat hinab. Droben aber hob sich unverhüllt der schlanke Hals schwanenhaft mit geheimnißvollem Glanz empor, als empfange er ein Zauberlicht von heimlichem Aufstrahl des blickentrückten Busens. Etwas unsicher in der prangenden fremden Hülle trat die fürstlich Gekleidete in den Saal. Doch wie sie gewohnt war, draußen im Wald und auf der Halde mit reglosem Blick jedes Windzittern eines Blattes zu gewahren, so nahmen ihre Augen ringsum das ungläubige Staunen, das Raunen tonlos bewegter Lippen der Hochzeitsgäste auf. Und sie schürzte die eigene Lippe leicht über ihre Zähne empor, denn der Spiegel hatte sie gelehrt, das lasse einen Glanz unter ihren Augen ausgehn, wie wenn der Mond durch Nachtgewölk hervortritt.

Der alte Kaplan aus Ungerstein wußte noch von den Göttergestalten der Vorzeit, die das deutsche Volk

einstmals verehrt hatte. Vor dem Altar in der Burgkapelle redete er zum Preise der Mutter Gottes, der Beschützerin tugendsamer Jungfrauen und ihres geheiligten Ehebundes. Aber aus dem Anblick Gundel Gielins geschah's ihm, daß in seinem Munde eine Weile lang die Jungfrau Maria sich zur goldlockigen Walhallsgöttin Freyja umwandelte, deren Abbild, so wie's die Sage der Vorväter schildere, er vor sich zu schauen vermeine. Darin habe der Heidenglaube seiner Vorstellung Alles, was Schönstes auf Erden sei, vereinigt, den Sonnenaufgang, die Sommerzeit und die Liebe und Odin, der Burgherr Walhalls, sie deshalb sich zur Gemahlin erkürt, auf daß sie, als junge Herrin und Hausfrau neben ihm waltend, seiner Tage Freude sei. Dann kam's dem Kaplan wohl zum Bewußtsein, solch' preisendes Gedächtniß heidnischer Götzenbilder, die eigentlich nur eine Vermummung und Bosheit des Teufels gewesen, nehme sich verwunderlich in einer christlichen Vermählungsansprache aus und er gelangte auf den richtigen Weg zurück, daß er zum Schluß fragen konnte: „Und wollet Ihr also im Namen dieses dreifältig gegenwärtigen Gottes den Sacramentbund der ehelichen Gemeinschaft schließen, des Gelöbnisses der Eintracht, Fürsorge und Treue,

bis daß der Tod Euch trenne, Ritter Wilhelmus de Ungerstein und Jungfrau Kunigunda Gielin de Gielsperg, so sprechet vor Gott und mir und dieser Zeugenschaft „Ja!"

Eilig folgte der Ritter dieser Aufforderung mit seinem „Ja", die an seiner Seite Knieende wiederholte das ihrige zweimal, als scheine die doppelte Bekräftigung ihr, einem zwiefach umgelegten Bande gleich, von sichererem Halt. Dann saß Kunigunde von Ungerstein an der blumengeschmückten Hochzeitstafel und hinter ihr, wie etwas kaum mehr Begreifbares, lag der lange Hunger Gundel Gielins. Nie zuvor von ihr gekostete Speisen breiteten köstlichen Geruch um sie, in ihrem Goldbecher funkelte der Wein und Diener stürzten auf den Wink ihrer Hand. Sie aß und trank, zerpflückte die Rosen des Straußes vor ihrem Sitz und warf die duftenden Blätter in die Luft. Hierhin und dorthin wandte sie den Blick einem der Hochzeitsgäste kurz in's Gesicht. Eine Prüfung war's, die ihr, zu erneuen, Lust bereitete, denn sie hatte erfahren, wen sie ansah, den überfiel's wie ein Zauberbann, daß er die Augen nicht von ihr verwenden konnte. Und sie begehrte nicht mehr, ein Mann zu sein, wußte seit heut', die Natur habe sie

nicht als schwach und ohnmächtig benachtheiligt. Durch die Adern klopfte ihr ein Pulsschlag, mit wehrloser Hand sei sie stärker als jeder eisenbeschirmte Arm mit drohendem Schwert.

Ein langes Bechergelage folgte dem Festmahl, frei lösten sich die Zungen, ungebundene Rede klang. Die Gäste, zumeist Ritter und Junker der Nachbarburgen und der Gebweiler Geschlechter, ließen manch' unverhaltenes Wort fallen über den Hochmuth und die Habgier des Murbacher Hundes; oft klirrte ein Becher wider den Pokal Herrn Wilhelms von Ungerstein und zum überschüttenden Anstoß klang ihm laute Bewunderung der Schönheit seines jungen Weibes. Auch der Neid barg sich nicht; zwischen Glückwunsch und Witzwort fiel hie und da ein zweischneidig lachender Ton, leis spöttischen Klangs, der dem greisen Haar des Bräutigams galt. Am Ungemessensten sprachen dem Weine der Junker Rudolph Gielin und Werner zu. In den Festgewändern, die sie von ihrem neuen Schwäher erhalten, fochten sie, als die Dämmerung einbrach, schwertrunken mit Fäusten und Füßen umher. Ihre Zungen lallten, doch sie herrschten das Gesinde um frische Weinkannen an, als seien sie die Herren des Schlosses.

Gierig trank ihr Ohr den vielstimmigen Schönheitsruhm der neuen Burgfrau ein; stolpernd trat Rudolph Gielin gegen Wilhelm von Ungerstein heran und stieß, auf den Tisch schlagend, trotzig aus:

„Ihr habt billigen Kauf gemacht für heut' Nacht, Ritter — bei Eurem Grauschädel, Ihr müßt drauf nachzahlen, Eidam!“ Und er schoß sinnlos vornüber auf den Estrich.

Die Edelfrauen hatten Gundel mit sich in ein anderes Gemach genommen, wo sie das Ende des Trunkkampfes abwarteten. Sie priesen und bewunderten auch, doch die Gewänder, den Gürtelschmuck der jungen Frau. Ohne die Miene zu regen, hörte diese das Lob ihrer Kleidung und mit angespanntem Ohr da und dort ein heimliches Gezischel, das sie lehrte, hier versage ihre Macht, über Gleiche ihres Geschlechts übe sie keine Herrschaft. Und sie zog die Lippen nicht zum Lachen herauf, sondern zwischen den geschlossenen drückte sie die Zähne aufeinander.

Dann durchscholl Hörnerruf die Burg, ungeduldig ließ der Ritter zum Aufbruch der Gäste blasen. Sie rafften taumelnd ihre Besinnung zusammen, daß es Zeit sei, dem Hochzeitshause den Rücken zu kehren. Bald loderten Fackeln zum Thal hinab, zweigten sich

hierhin und dorthin auseinander, den Heimzug nach Stadt und Schlössern deutend.

So ward es still auf der Burg. Im Hof, in den Gängen und Wohngemächern wurden nach und nach die Pechpfannen und Kienspäne ausgelöscht; alle Zugehörigen hatten des Festlärms genug und begehrten nach Ruhe. Auch die neue Schloßherrin war ermüdet; im Saal auf einer Bank sitzend, lehnte sie den Kopf zurück, die Lider nickten über die Augen. Sie glaubte wach zu sein, doch befand sie sich im Halbschlaf, im Traum, denn hinter ihr hörte sie eine Stimme sprechen: „Bist schon satt von gutem Ding in der Welt und willst Dich für die Raben füttern?"

Nun drehte sie die Stirn; das mußte Diepold von Zellenberg geredet haben. Und wie sie jetzt offenen Blicks vor sich hin sah, stand er auch da — oder nein, er war's nicht, ein Anderer. Ein paar Augenblicke schaute sie diesen ungewiß an, dann erkannte sie den Ritter von Ungerstein und besann sich, wo sie sei. Er sagte: „Ich suchte nach Dir, Kunigund, es ist spät geworden."

„Ja, ich bin müde, wo ist meine Schlafkammer?" erwiderte sie halbgähnenden Tones. Nun faßte er ihre Hand. „Ich bringe Dich dorthin," und sie stand auf.

Seine Zunge sprach ein wenig schwerfällig, und sein Schritt schwankte leicht, wie er sie durch einen langen, fast lichtlosen Gang fortführte; im Gehen schon halb wieder schlafend, setzte sie neben ihm die Füße vor.

Vom Belchengipfel herab kam der Bergwind, drückte durch ein unverschlossenes Fenster gegen eine Thür, die ihr Führer öffnete und lief summend an den Wänden um. Der Himmel war verhängt, ein paar Sterne flimmerten noch matt, doch loschen unter einer Dunstdecke aus und die Nacht legte schwarzes Dunkel auf Ungersteinburg.

* * *

Der Chronist schreibt:

„Weil er nun derselbigen den Zaum zu lang gelassen, hat sie große Schulden gemacht, gebanketirt, ihren Vater und Bruder, die zuvor in großen Schulden steckten, oft zu ihr berufen und ihrem Gemahl von Kleinodien, Geld und Früchten abgetragen, seine Gültbriefe versetzt und was ihr möglich gewesen, Vater und Bruder zugestoßen.“

II.

Auf dem Schloß über dem Ausgang des Lauchthals als Herrin saß in Sommerglanz und Gluth Frau Kunigunde von Ungerstein. Ihr Gesicht war nicht mehr blutlos und hungerblaß, sondern gleich den Rosen im Würzgarten der Burg. Wer aus Nähe und Weite des Oberrheinthals hinauf und hinübersah, that's mit begehrlichem Blick und das Blut klopfte ihm schneller. Denn Ungerstein herbergte das schönste Weib, von dem die Jungen und das Gedächtniß der Aeltesten wußten; Liedweisen sangen auf den Straßen von einer Zauberblume aus alten Mären, die im Gemäuer der Burg blühe. Wer sie angeschaut, der sei geblendeten Auges, gleich als ob er in die Sonne geblickt und sein Sinn unheilbar bethört. Die Frauen dagegen redeten, droben sitze der weißhaarige

Abraham, in seinem Patriarchenalter bethört von Hagar, einer schlechten Magd, daß ihre glatte Haut das Gedenken an seine Sarah, die ihm vierzig Jahre Genossin gewesen, ausgelöscht habe. Doch wie die letztere ihm keinen Isaak zum Erben gebracht, so fand der neidische Vergleich auch nicht an einem Ismael Anhalt.

Mit Lustbarkeit aber begann auf dem Schloß jeder Tag und mit lärmenden Rauschfreuden des Trunkgelags schloß er. Edelfrauen und Jungfrauen hielten sich wohl fern, doch die Junker ringsumher fanden sich täglich zu Kurzweil und Gasterei, Becherei und Umtanz ein; schmucke Bürgerstöchter aus Gebweiler waren bereitwilliger, kamen der Einladung nach und ließen sich in ausgelassenem Wirbel durch den Rittersaal umschwenken. Als ständige Gäste saßen Rudolph und Werner Gielin zu Tisch. Sie trugen prunkende Gewänder, Goldketten und edelsteinglimmerndes Wehrgehenk, zogen nicht mehr auf nächtliche Pirsche aus, sondern leerten oft bis zum Morgengrau die Kannen auf Ungerstein. Wenn sie ihren Rausch verschlafen, taumelten sie thalauf, in Augenschein zu nehmen, wie das verfallene Mauerwerk von Gielsperg durch ein halb Hundert ungersteinische Hörige ge-

bessert und neuaufgebaut wurde; von der Katze im Kopf gekrallt, schlugen sie fluchend mit Faust und Stecken in die Leibeigenen, als seien's die ihrigen, d'rein.

Was im Burghof bei Fackelgeleucht oder im Mondlicht auf dem Anger getanzt wurde, waren aber nicht feierliche Tänze, wie Branle und Pavane, auch nicht Volte oder Gaillarde in munterem Tact, vielmehr nach Art des niederen Volkes vor den Schänken, bei der man, und die Mägde kaum minder, „eines klafters lank und noch hoher sprank", und dem Spielmann im Chor zusang:

„Mach' uns den krummen Reihen, den man hinken soll,
Das gefällt uns allen wol!
O Du frecher Spielmann, mach' uns den Reihen lang!
Heia, wie er sprang!
Herz, Milz, Lung' und Leber sich rundum in ihm schwang."

In Städten und Orten umher redeten die Ehrsamen von den Gebweiler Töchtern, es werde droben vor dem Schloß in den Nächten zu manchen Malen „argwöhnisch und unehrlich" getanzt.

Oftmals auch, wenn drunten im Thal vor oder in der Stadt eine Lustbarkeit war, Hochzeit, Festreigen und Bankett, ritt Kunigunde von Ungerstein auf ihrem silbernbeschirrten Zelter dort hinab und warf Funken

und Feuerblitz in die Augen der Jungen und Alten, wo sie nun, gleich mittägigem Sonnenglanz, in topasfarbenem Gewand, nun in purpurrothem, wie nächtliches Brandgeloder, erschien. Ihr Hunger war gesättigt und verschwunden, die Speisen auf dem Tisch ließen sie gleichgiltig. Doch sie liebte den süßen Wein vom Südland, raschkreisenden Tanz und das Pfeilgeschnelle schwirrenden Witzwortes. In kurzen Monden war sie selbst Meisterin behenden Zungenspiels geworden; nur in den schallenden Lippenausbruch, den sie häufig dadurch um sich wachrief, stimmte sie nicht laut mit ein, hörbar lachen konnte sie immer noch nicht. Im Anfang begleitete ihr Gemahl sie zu den auswärtigen Gastereien und Kurzweilen, dann indeß befiel ihn ein übler Husten mit Schwäche, die ihn nicht in den Bügel steigen ließ und er bat sie, gleichfalls mit ihm auf der Burg zu verbleiben. Doch sie erwiderte beim ersten Mal, daß sie Gelöbniß gegeben, drunten an dem Fest Theil zu nehmen und ritt mit ihren Geleitsjunkern zu Thal. So ward's Brauch, daß er stets allein oben zurückblieb.

„Das hat Herr Wilhelm ihr zugelassen, es ihrer Jugend zugeschrieben und sie dessen nichts entgelten lassen."

schon vor langen Jahren von seinem Anverwandten, dem Grafen von Rappoltstein, als treuen Dienstmann erhalten und in Ehren hielt. Zu dem Wortwechsel, der sich darüber erhob, trat Herr Wilhelm von Ungerstein aus der Thür, gegen den nun trotzigen Mundes sein junger Schwager sich wendete und von ihm eine große Summe Geldes begehrte, denn er wolle nach Innsbruck an den Hofstaat des durchlauchtigsten Erzherzogs Sigmund, des Regenten der österreichischen Vorlande, und sich dort seinem Edelrange und Geschlecht gemäß behaben. Doch der alte Lochmann hob als Warner die Hand dazu: „Gestrenger Herr, Ihr gerathet noch, so Ihr nicht Widerstand leistet, durch Eure Schwäher von Hab' und Gut, Burg und Land." Und der Ritter, dem selbst so hohe Auszahlung zu leisten kaum möglich fiel, gewann zum ersten Mal die Stärke, die freche Anforderung abzuschlagen. Da gerieth der Gielsperger in schäumende Wuth, trat mit dem Fuß nach dem sorglichen Mahner, daß dieser über eine Treppe hinabstürzte und verschwor ihm den Tod, wenn er ihn wiederum betreffe. Tobend und fluchend aber drohte er dem Ritter, wiederzukommen und „einen Rumor auf Ungerstein anzufangen, daß man lang davon reden solle im Land". So verließ

abgehen, hat derohalben sich sehr über ihren Herren und Gemahl entrüstet."

Sie wußte jetzt, warum der Anblick der rappoltsteinischen Schlösser ihren Augen jederzeit Widerwillen eingeflößt habe und sie schloß das Fenster ihrer Stube, das zu jenen hinausging, mit der Vorsatzluke, um die Burgen nicht mehr zu sehen. Aber an dem neuen Haushalt, wie er zu Ungerstein geregelt worden, vermochte sie nicht zu rütteln. Eine mächtige und willensstarke Hand lag d'rauf, unter der auch die Gielsperger Junker sich verhehlten Ingrimms zusammenduckten. Denn der Graf stand in gutem Nachbareinvernehmen mit der Abtei Murbach, gebot über viel wehrhafte Leute und es war kaum eines Tages Ritt von Rappoltsweiler zum Lauchthal.

So blieben die Gäste auf der Burg Ungerstein aus, es ward d'rin still, verlassen und langweilig. Zumal da der Winter mit grauem Nebel, Sturmgeheul und Schneegestöber einbrach. Der Wind stieß den Rauch des Kaminfeuers in das Gemach Kunigundes, darin sie frierend und verdrossen saß. Sie wußte nicht, womit sie die langen Stunden durchbringen solle, denn zu lesen verstand sie nicht, hätt's auch nicht gemocht, noch aus weiterem Grund nicht

gekonnt, da das einzige Buch im Schloß eine lateinische Biblia vulgata aus der Druckanstalt des Johannes Gensfleisch, vulgo Gutenberg benannt, zu Mainz war. Den Tag über hauste sie deshalb zumeist mit Vrene Gaisweid, ihrer Jungfer, einer Bürgerstochter von Gebweiler zusammen. Die Verona zählte um ein paar Jahre mehr als ihre Herrin, war ein schwarzhaarig-frechäugiges Geschöpf, wohl von altem Kelten- oder Römerblut herstammend und beschlagen in Volksmären, Abenteuern fahrender Leute und verwunderlich heimlichen Geschichten aus Stadt und Land. Damit unterhielt sie ihre junge Gebieterin und begleitete diese, wenn die frühzeitige Dämmerung kam, zum Thal hinunter. Denn da es keinen Festlärm auf der Burg mehr gab, ritt Kunigunde von Ungerstein allabendlich zu einem Gelag, meistens in der Stadt Gebweiler, nieder und kehrte erst in tiefer Nacht auf's Schloß zurück.

Drunten jedoch, wo sie allmal mit ihrem Vater und Bruder zusammentraf, handelte es sich nicht allein um Schmaus, Trunk und Tanz, sondern inmitten der lauten Lustbarkeit noch um Anderes, ein heimliches Betreiben, von dem der Mund nur raunend redete und mehr der Blick oft, als er. Die Gielsperger

Junker hatten es zuerst in's Werk gesetzt, doch regen Eifers leistete Kunigunde Beihilfe dazu.

Es war etwas, das die Mitgenossenschaft vieler Köpfe erheischte und in Gebweiler bereites Gehör fand, zumal wenn die Zauberin von Ungerstein sich Einem zur Seit' setzte, um ihm in's Ohr zu flüstern. Dann flammte es zwischen den Lidern nicht nur der Geschlechter- und Bürgerssöhne der Stadt, sondern gleichfalls der schon von grauem Haar Ueberscheitelten. Auch viel verwegen ausschauendes Jungvolk von den Straßen fand sich nach und nach in den guten Mauern Gebweilers ein, verblieb darin und nahm mit an den nächtlichen Unterhaltungen Theil. Bei diesen ging die Ehefrau des Ritters Wilhelm, der einsam droben im Schlaf lag, von einem zum Andern, tanzte und tuschelte mit ihm, daß Jeglicher widerstandslos dem verfiel, was sie von ihm begehrte. Doch sah sie Keinen mit anderen Augen an, als Alle gleicherweise, ob edel oder unedel, schön oder garstig von Gesicht und Gestalt. Das fiel Vrene Gaisweid nicht begreiflich, die gar wohl nach solcher Hinsicht unterschied und manchmal, schwerlich „ehrlicher Weise“, mit einem Tänzer geraume Weile aus der Runde verschwand. Auf dem Heimweg brachte sie einige

Mal das Gerede darauf, wie jämmerlich es für ein junges Blut sei, einen alten, schwachen Ehegemahl zu haben, sodaß die Jugend freudlos drüber hindorre, wie eine Frühlingsblüthe in kaltem Frostwind. Da halte sie's mit einem kräftigen Arm, der keck und heißblütig den Blüthenast umfasse uud sich einen köstlichen Kranz davon in's Haar raube, Beiden zu Lust, Leben und Liebestausch. Doch Kunigunde erwiderte: „Weiß nicht, was Du willst und verstehe Dein Gered' nicht."

Und Vrene gab zurück: „Ob zwar es in Eurem ehelichen Stand nicht glaubhaft scheint, Herrin, seid Ihr doch wohl noch zu jung, in Euch zu tragen, was ich meine."

Wie aber das neue Jahr gegen den Ausgang des Januarmondes vorgerückt war, kam's an den Tag oder vielmehr an die Nacht, was heimlich im Dunkel zu Gebweiler von den Gielspergern, Vater, Sohn und Tochter geschmiedet worden. Tief lag der Schnee im Lauchthal, als über ihn in mitternächtiger Stille an dreihundert Gewaffnete mit Hebebaum und Steigleitern auszogen, die Fürstabtei Murbach im Schlaf zu überfallen, ihre Mauern zu erklettern oder ihr Thor einzurennen und gierig in den reich aufge-

speicherten Schätzen dahinter zu wühlen. Doch der Murbacher Hund war wachsam, biß gar wüthig um sich, und klaffenden Schädels oder speerdurchlöchert röchelnd stürzten die Angreifer vom Mauerrand zurück. Ein Blutkranz umgürtete diesen, als es tagte; auch Rudolph und Werner Gielin lagen reglos weißen Gesichts darin, ohnmächtig und scheu zerstob der Rest des abgeschlagenen Schwarms, sich in der Stadt oder in Busch und Berg vor der Rachsucht des Klosters zu bergen.

Das gab ein großes Gelärm weitum, dem blutiges Strafgericht folgte, wohin die Zähne des Murbacher Hundes reichten; die Stadt Gebweiler mußte in Sack und Asche Buße thun und, was ihr noch übler gefiel, sich mit manchem Sühngulden ihr zeitliches und ewiges Heil von der drohenden Züchtigung des Krummstabes loskaufen. Es lag wohl gegründeter Argwohn auch auf der Frau Kunigunde von Ungerstein, daß sie bei der Anstiftung ihre weiße Hand mit im Spiele gehabt habe, doch den Ritter selbst konnte keinerlei Verdacht betreffen, und er besaß gute Fürsprache in der Abtei, daß man um seines Alters willen, wie auch der Verwandsschaft mit dem Rappoltsteiner Grafen halber von einer Nachforschung der Umtriebe seiner Ehefrau Abstand nahm und sie unangefochten auf der Burg

belieẞ. Eine Wiederholung solcher Planung stand nicht von ihr zu befürchten; ihre Blutsippe war bei dem mißglückten Ueberfall zu Grunde gegangen und die Gebweiler hatten einstweilen genug, auch an Spott und Schimpf von ihren Weibern, daß sie so eitel Narren gewesen, sich durch das Brandhaar und die Kohlenaugen von droben zu solcher Schädigung ihrer Stadt anschüren zu lassen. So war's in dieser für Kunigunde gleichfalls mit Bankett, Reigen und Triumph vorbei, und sie saß auch den Abend lang allein mit ihrer Jungfer im Gemach. Der Südweststurm heulte, feucht und klamm drang der dicke Nebel, der lange Wochen das sonnenlose Oberrheinthal wie eine riesige Tarnkappe zudeckte, durch Fugen und Ritzen herein. Nicht viel anders war's, als es vordem in den Wintern auf Gielsperg gewesen, nur daß Gundel Gielin keinen Hunger litt, sich in wärmerem Bett zwischen festen Mauern zum Schlaf legte und Brene Gaisweid zum Zeitvertreib durch Erzählung abenteuerlicher Mären neben sich im Gemach hatte. Die wußte ein altes Lied von einem Ritter und Minnesänger „Der Tannhäuser“, der zu einer „schoenen frowe“ in einen Berg gegangen sein solle, um nimmer wieder daraus hervorzukehren. Davon sang sie oftmals eine Strophe:

„Dâ stât viol unde klê,
sumerlaten, camaudré,
die werden zitelôsen,
ostergloien vant ich dâ, die liljen und
die rôsen:
dô wunschte ich, dâz ich samt miner
vrouwen solte kôsen.“

Und dann lachte Vrene, daß man, wie sie's vernommen, den alten Burgherrn, der drüben in seinem Armstuhl nickte, im Land den Ritter Tannhäuser benenne, da sie unter solchem sich einen gar anderen Edelherrn vorstelle, und sang weiter:

Dâ diu tâvel runde was,
da wir dô schoene waren,
daz waz loap, dar under gras;
sie kunde wol gebaren.
dâ was niht massenie mé,
wan wir zwei dort in einem klé:
si leiste, dâz si dâ solde
unt tôt, daz ich dâ wolde.“

Wie aber so bei trübseligem Licht die Wochen, die Tage, selbst die Stunden langsam krochen, gerieth über das junge Weib etwas fremdartig Unbekanntes.

Sie wußte nicht, was es sei, noch woher es komme; wohl aus der Luft, dem dicken Nebel und grau ein-

tönigen Gang der Zeit. Auch einen Namen konnte sie dem in ihr Entstandenen und mählich mehr und mehr Anwachsenden nicht geben, ein Spannen und Wallen war's, ein Druck und ein Drängen. Doch dann erkannte sie, aus der Winterluft floß es nicht. Denn als diese mild und freudig ward, die Sonne den Frühling brachte und die Berghänge wiederum mit buntem Blumenglanz überstickte, da nahm das fremde Treiben in ihrem Blut nur noch stärker zu, faßte ihr die Glieder mit Unrast und die Sinne mit Unmuth. Am Uebelsten, wenn sie sich allein befand; so trachtete sie nach Gesellschaft, nahm selbst mit der Unterhaltung des alten Kaplans vorlieb, der jetzt der Einzige war, den sie, wie zuvor Hunderte, unter ihrem Bann hielt. Er las ihr aus der Bibel, in's Deutsche übersetzend; doch die Evangelien, mit denen er begonnen, langweilten sie, so daß er davon ablassen mußte und zu den Büchern des alten Testaments griff. Denen hörte sie öfter mit Begier zu, wenn von Schlachten und Wundern, Blutthaten und Buhlschaften die Rede war; besonders weiteten ihre Augen sich bei der Geschichte des Holofernes und der Judith auf. Die verlangte sie nochmals zu hören, und er willfahrte ihr bereit. Ihn rührte kein Gedanke an, daß er zu-

weilen Absonderliches für ein junges Weib lese; ihm war's die heilige Schrift, mit jeglichem Wort dem Menschen zum Heil gegeben, und außerdem konnte er sich nicht weigern, zu thun, was sie verlangte. Manchmal berichtet er ihr auch von Dingen der Vergangenheit im Elsaß, denen er nachgespürt, und eines Tages erzählte er, daß die Burg und das Geschlecht auf ihr vor Zeiten anderen Namensklang besessen, als heut', da sie noch um ein Jahrhundert früher in Urkunden nicht Ungerstein, sondern Hungerstein benannt worden. Das bedeute vermuthlich einen Fels, auf dem zuerst Hungarn oder Hunnen sich einen festen Sitz erbaut hatten.

Doch wie er so sprach, verschwand es plötzlich vor der Erkenntniß Kunigundes, wie ein dichter Nebel vor dem Blick abfällt: Sie sitze auf dem Hungerstein, und was in ihr walle und dränge und brenne, sei Hunger. Nicht der, welcher auf Gielsperg in ihr genagt, doch ein anderer, der ihre Lippen noch lechzender mache als jener. Und vom Scheitel zur Sohle rüttelte es sie, ihn zu stillen, doch sie wußte nicht, womit.

Aber in den Burgmauern, die nichts in sich schlossen, als die drei Greisenalter des Ritters, des Kaplans, des Schaffners Lochmann und ein paar schlechte Knechte,

litt sie's nicht mehr, sondern trieb sie hinaus, der Unrast ihrer Glieder zu fröhnen. Es war Mai geworden der „vil wunnecliche," wie Herr Brunwart von Augheim und vor ihm der Sänger Tannhäuser ihn beschrieben. Viole und Klee blühten, Gamander und Oster-Akelei, die Lilien und Rosen schwollen in Knospen. Wie. vor einem Jahr Gundel Gielin, strich Kunigunde von Ungerstein allein, nur von dem neuen Hunger begleitet, über Berg und Thal.

Auf heißer Blüthenhalde ging sie so am dritten Tag um die Mittagsstunde. Da tauchte auf schmalem Weg unter ihr ein breitbefedertes Barett in den Sonnenglanz, eine lange Raufklinge klirrte durch die Stille über's Gestein. Der Wanderer hielt den Fuß, neben seiner Habichtsnase schauten zwei blaue, blitzende Augen nach Kunigunde empor, und sie blickte auf Diepold von Zellenberg nieder. Dann stand er neben ihr und fragte:

„Hast Du noch immer Hunger, Gundel Gielin?"

Sie sah ihn an und versetzte: „Bist Du wiedergekommen? Redest Du so zu mir, thu ich's auch. Ich bin nicht mehr Gundel Gielin, sondern heiße Kunigunde von Ungerstein, aber mich hungert's noch mehr. Weißt Du heut' Vorrath dafür?"

Die schwarzen Kohlenaugen und die brennenden blauen flimmerten und glimmerten sich eine Weile lautlos an, warfen sprühende Funken hin und her. Dann lachte Diepold von Zellenberg:

„Bist klüger worden, Kunigund von Ungerstein? Weiß nicht, was Dein Hunger begehrt, aber ich weiß ein Lied vom Tannhäuser, drin heißt's:

Sor ie, sô saelic si min Künigunt!
Solt ich sie küssen tûsent stunt
an ir vil rôse varwen munt,
sô waere ich iemer mé gesunt —

Das Lied geht noch weiter; magst Du's hören, weiß ich einen guten Platz, Dir's zu singen. Willst Du heut' mit mir gehen?"

„Wohin?"

Seine Hand deutete nach dem nächsten maiengrünen Wald. „Dorthin, wo die Taube girrt."

Sie fragte nicht wie damals: „Wozu?" sondern schlang rasch ihren Arm in den seinigen. So schritten sie davon, und der Wald warf sein grünes Laub über das Geflamm ihres Nackengelocks. Die Dämmerung brach ein, eh' sie in die Burg zurückkehrte, doch trotz dem Zwitterlicht fragte bei ihrem Eintritt Vrene Gais-

weib: „Seid Ihr einer Wunschfrau begegnet, Herrin? Ihr seht heut' schöner aus, denn je."

Diepold von Zellenberg führte seine umschweifenden Wege nicht fort, sondern nahm Unterkunft in Gebweiler. Doch nur für die Nacht; mit der Frühsonne stieg er jeden Morgen pfeifend zum Bergwald hinan. Dort scholl in heimlichem Dickicht über mosigem Grund das Girren der Taube, bis der Abend herannahte. Wenn es aber möglich fiel, so erhöhte sich die Zauberschöne Kunigundes von Ungerstein noch von Tag zu Tag. Ihre Stirn blieb wohl den weißen Lilien gleich, doch ihre Lippen wurden wie dunkelfarbige Rosen, und sich höher aufhebend, engte ihre Brust das Gewand. Ihr Hunger dagegen war nicht gesättigt, sondern wuchs in jeder Nacht heißer dem Aufgang der Sonne zu. Schlaflos lag sie oft lange Stunden, bis sie in einen Halbtraum fiel, d'rin ihre Hand tastend um sich griff und ihr Mund murmelte: Warum bist Du nicht hier? Ich warte auf Dich! Komm!" Dann erwachte sie, Mondlicht hellte ihr Schlafgemach, und reglos Gedanken verfolgend, sah sie mit den schwarzen Augen in den weißen Nachtglanz.

Auf dem Schloß aber empfanden im Fortgang der nächsten Tage alle Bewohner ein zum Besseren

umgewandeltes Verhalten der jungen Burgherrin gegen sie. War sie bisher dem Gesinde, außer Vrene, nur mit kränkender Hoffart begegnet, so wandte sie jetzt freundliches Grußwort an den alten Lochmann und die beiden Knechte, leistete zu Gunsten der letzteren sogar auf einen Theil des ihr selbst für den Tagesbedarf zugemessenen Weines Verzicht. Bedachtsam legte sie Eifer an den Tag, Sorgfalt für die Bequemlichkeit ihres Gatten zu tragen, ging öfter in die Küche und bereitete ihm eine Lieblingsspeise mit eigener Hand. Und am Abend zog sie sich nicht mit Vrene Gaisweid in ihr Gemach zurück, sondern saß neben ihm und strich dann und wann mit ihrer weichen Hand über sein graues Haar, daß ihm, wie's wohl dem Alter ergeht, Freudenthränen in die Augen traten und er den Tag pries, an dem er sie zum Weibe gewählt. Was ihm an Bösem von ihrem Vater und Bruder widerfahren, hatte er mit der Gedächtnißschwäche seiner hohen Jahre fast vergessen oder hielt dafür, alles Unwesen auf der Burg, sowie seine Ausplünderung an Gut und Geld sei lediglich von jenen beiden in's Werk gesetzt worden, und er bat weichen Muths Kunigunde um Verzeihung, wenn er je einmal an ihrer Güte und Liebe für ihn Zweifel gehegt habe. Als Antwort darauf sprach sie,

ihr würd' es schon Glück genug sein, wenn sie nicht seine Frau wäre, sondern als Magd für ihn sorgen könne. Dazu küßte sie demuthsvoll seine Hand, und er fühlte ihre Lippen wie glühend brennen, daß es ihm von der Stelle, die sie berührt, heiß in die Adern hineinrann.

Schwüle Luft lag über dem Oberrheinthal und wie eines Nachmittags der Ritter vergeblich nach Kühlung suchte, verhalf die Bedachtnahme seines jungen Weibes ihm auch dazu. Sie bereitete und brachte ihm einen ‚lûtertranc', vielfältig gewürzten und im Brunnenwasser gekälteten Wein nach Art der Moraß. Den führte er zur Erquickung an den Mund, doch setzte ihn wieder ab und sprach: „Du hast eine Würze von fremder Art dreingethan, es schmeckt sonderlich bitter.“ Sichtlich mundete es ihm nicht, so daß er vom Weitertrinken abstehen wollte; aber sie erwiederte: „Das wirkt dem Trunk seine beste Kraft, leer ihn aus, er wird Dir wundersame Kühlung bereiten.“ Dabei legte sie ihm die Hand auf den Scheitel und blickte ihn an, und ob es ihm Mißgeschick erzeugte, er konnte sich nicht weigern, zu thun, was sie ihn hieß, und leerte den bitteren Lutertrank bis zum Letzten aus.

Dann saß sie redend bei ihm, doch ihm war's

verwunderlich, als komme ihre Stimme wie durch einen Nebel aus der Weite zu ihm. Die Sehringe seiner Augen drehten sich mehr und mehr auseinander, und auch seine Gedanken übernebelten und verwirrten sich. Und nun schob Kunigunde ein Papierblatt vor ihn hin, reichte ihm eine Feder, die sie in die Tinte getaucht, und hieß ihn damit schreiben. Das wollte er nicht, aber ihre schwarzen Augen zwangen ihn mit unwiderstehlicher Blickesgewalt, daß er willenlos mußte. Sie sprach ihm vor, und mit zitternder Hand schrieb er nach, ohne daß ihm klar verständlich ward, was. Danach fügte er eine Aufschrift hinzu an den Grafen Wilhelm von Rappoltstein.

Doch beim letzten Wort fiel die Feder ihm aus den Fingern, er sah und hörte nichts mehr. Von Bewußtlosigkeit angefaßt, sank er in den Armsessel zurück, sein Gesicht färbte sich scharlachroth; dumpf betäubten Gehirns lag er, angstvoll mit den Händen nach dem Hals greifend, der sich ihm zusammenschnürte und den Athemzug erstickte. Ohne eine Regung stand seine Frau neben ihm, ihn aufmerksam mit pfeilscharfem Blick betrachtend. Zucken durchfuhr seinen Körper, und man gewahrte, daß eine Hälfte desselben von Lähmung befallen ward. Langsam verrann etwa

eine Stunde; der Athem Wilhelms von Ungerstein wurde mühsam röchelnd, seine Gesichtsfarbe nun bläulich und weiß. Wie eine herabgebrannt flackernde Wachskerze lrsch sein Leben aus. Nach einer Weile faßte sein Ehegemahl ihm die Hand und hob sie in die Höh'; sie begann kalt zu werden und fiel todt herunter.

Da schürzte Kunigunde von Ungerstein die Lippen über den weißen Zahnglanz herauf, und zum ersten Mal kam ihr dazu auch ein lauter Klang des Lachens vom Mund. Hinterdrein sprach sie: „Ich verhieß Dir, Du würdest kühl nach dem Trunk werden."

Nun zog sie ihm den Wappenring vom Finger, suchte ein Wachssiegel, das sie unter das Schriftstück befestigte, und drückte den Ring drauf. Ihre Hand zitterte nicht dabei; sie that Alles so ruhig, als fertige sie etwas an einem Gewandstück in ihrem Gemach. Und so auch wartete sie manche Stunden lang in der verriegelten Stube, bis die Nacht tief eingebrochen und Alles auf der Burg in Schlaf lag. Dann begab sie sich in das Gewölbe, darin die beiden Knechte nächteten; trotz der späten Stunde wachten diese noch und saßen angekleidet auf den Betten. Ein Schreck

rüttelte sie, als die Burgherrin zu ihnen trat, und sie starrten im bleichen Mondlicht mit entsetzten Augen. Kunigunde sprach gleichmüthig: „Obwohl Ihr feig geworden und Eure Zusage mich im Stich gelassen, daß ich's allein vollbringen gemußt, will ich Euch den gleichen verheißenen Lohn für die Beihilfe zahlen, deren ich noch von Euch bedarf. Sein Leib weist dunkle Flecken von dem Trunk auf, die Argwohn regen möchten; wir müssen ihn in den Wald bringen und verbergen."

Sie nahm zwei Hände voll Geldes hervor, die sie den Knechten darreichte. Aber diese, obwohl sie gewußt, was geschehen solle, waren von Angst und Grausen übermannt und weigerten ihre Handhilfe. Einen Augenblick schwieg Kunigunde, darauf sprach sie: „So verheiß' ich Euch anderen Lohn dazu, wenn Ihr es fertig gebracht, den nicht die Hand, sondern mein Mund Euch zahlt."

Aus den Worten durchbrauste es beide Hörer mit übermächtigem Aufsturm des Blutes. Sie sprangen empor: „Schwört's uns Herrin, daß Ihr's thut!"

Sie lachte: „Mich macht's nicht ärmer, ich gebe

nur, was ich behalte. Und wollt' ich's Euch wehren, hättet Ihr die Kraft, es zu nehmen."

Um kurze Minuten danach sah die Mondnacht die beiden Knechte, wie sie geräuschlos den todten Ritter aus dem Burgthor davontrugen; hinter ihnen schritt seine Wittib, das nächtliche Himmelsgestirn warf Silberfunken in ihr Goldhaar. Die Last des Alten drückte nicht schwer; sie stiegen mit ihm zur Bergwand hinan, dort in einer Dickichtsschlucht wählte Kunigunde verborgenen Platz aus, hieß eine Grube scharren und die Leiche hineinlegen. Dann rafften die Knechte Moos und Reisig drüber; ihre Hände schlotterten bei der Arbeit, doch nicht vom grausigen Thun, sondern von der Erwartung des zugesagten Lohnes wie im Fieber geschüttelt. Nun war die Gruft fertig gestellt, dicht und dunkel wölbten Busch und Baumwipfel sich drüber; durch die Finsterniß schimmerte einzig, dem Antlitz eines Marmorstandbildes gleich, das Gesicht des jungen Weibes. Nur leis summender Nachtwind kam durch die Todtenstille, und jetzt die gleichgiltige Frage: „Wer von Euch beiden will der erste sein?" Doch zugleich mit dem Wort schlang die Sprecherin ihren Arm um den Hals des zunächst neben ihr harrenden Knechtes. Der Lohn, den sie zahlte, be=

kümmerte sie nicht; sie behielt, was sie hingab. Und auch Widerwillen flößte es ihr nicht ein.

Reglos lag der Todte in seinem Bett daneben unter der Moosdecke. — „Et hocmodo veneno acinorum ultimus stirpis, Wilhelmus Eques d. 25. Maiji 1487, a conjuge sua, Cunigunda de Gielsperg, occisus est,“ schreibt der Chronist.

IV.

Der Kaplan und Diepold Lochmann waren hoch erstaunt, als sich am anderen Morgen auf dem Tisch von der Hand des Ritters ein Brief vorfand, der als Inhalt kundgab: „Daß er seiner in der Jugend begangenen Sünden halber heimlich zur Nacht eine Wallfahrt in's heilige Land vorgenommen und also seinen Abschied von Allen genommen haben wollte, mit Bitte, sie sollten seiner Frauen ersprießliche Hilfe und Dienste bis zu seiner Wiederkunft erzeigen und mit ihrem Gebet ihn sich lassen befohlen sein.“

Bevor man hiervon durch das hinterlassene Schreiben Kundschaft erhalten, hatte Kunigunde von Ungerstein sich, da ihr Gemahl nirgendwo aufzufinden gewesen, „Anfangs leidig gestellt und nachgefragt, wo ihr Herr hingekommen wäre; den Brief

nachmals eröffnet und ihn dann, so nach demselbigen fragten, zu lesen gegeben. Danach ließ sie das Schriftstück durch einen Boten gen Rappoltstein überbringen.

Auf der Burg jedoch begann mit dem Tage oder mit der Nacht, die ihm folgte, ein anderes Leben. Die Becher klirrten wiederum wie vormals in der Halle, junges Volk aus Gebweiler saß zu Gast und die beiden ungersteinischen Knechte dazwischen in Kleidern des Burgherrn. Zwar die Frau nahm nicht lang an dem Bankettiren theil, sondern begab sich frühzeitig zum Schlaf; doch beim Morgengrauen war's dem alten Schaffner, der bekümmert umherging, als höre er den Thürriegel an der Kammer der Schloßherrin aufknirschen ... Und um Einiges nachher gewahrte er noch im halb zwitternden Licht einen fremden Junker im Gang entlang schreiten, den er am Abend nicht wahrgenommen, der aber, weil das Thor nach dem Abzug der Gäste verschlossen worden, zuvor in die Burg hereingekommen und die Nacht über darin verblieben sein mußte. Auch den Mittag setzte derselbe sich mit an den Tisch, und Lochmann erfuhr nunmehr, er heiße Diepold von Zellenberg, sei ein Freund des vor Murbach erschlagenen Werner Gielin

gewesen, und des letzteren Schwester habe ihn deshalb zu sich geladen, während der Abwesenheit ihres Gemahls auf der Burg zu hausen, damit sie einen sicheren Beistand und Trost an ihm zur Seite habe. Am Abend begann wieder Saus und Braus in der Halle, und die Knechte führten lautes Wort. Doch die Burgfrau und der fremde Junker hielten sich nur kurz mit bei dem Gelage, dann waren sie verschwunden, und Brene Gaisweib schlug ein Lachen auf zu der Frage, warum ihre Herrin schon davongegangen sei.

Weil es indeß Tag und Nacht stets in gleicher Weise so geschehen, „ist die Sache ganz argwöhnisch worden.“

Und eines Morgens, eh' noch das Frühroth über den Schwarzwald heraufkam, war der Graf Wilhelm von Rappoltstein die Nacht hindurchgeritten und hielt mit mehreren vom Adel und vielen Gewappneten, Einlaß begehrend, vor dem Thore von Ungerstein. Dieses ward auch sogleich geöffnet, denn der Schaffner hatte die Ankommenden erwartet. Der Graf blickte noch ernster und strenger drein, denn sonst: vor Kurzem erst war seine Ehefrau zusammt eine seiner Töchter ihm von der Pestilenz hinweggerafft worden, der Gram

darüber bedeckte sein Gesicht mit tiefen Schatten. Er gebot, daß Niemand über die Zugbrücke davongelassen werde, tauschte rasche Zwiesprache mit dem alten Lochmann und schritt danach zu einer Durchsuchung der Burg, pochte zunächst an das verriegelte Gemach der Schloßfrau. Doch so behutsam die Reiter den Berg heraufgekommen, hatten dennoch wach aufhorchende Ohren das Hufgedröhn auf dem Felsgrund und Eisengeklirr vernommen. Wie schlaftrunken fragte Kunigunde von drinnen, was sei; sie schien zu glauben, ihre Jungfer klopfe, denn sie öffnete alsbald die Thür, obwohl sie nur eine Felldecke ihres Bettes um sich geschlagen hielt, aus der ihre Arme und Füße entblößt hervorsahen. Nun fragte sie verwundert: „Ihr seid's, gestrenger Herr? Was wünschet Ihr von mir, da es noch Nacht ist?“

Der Graf schrak kurz vor ihrem Anblick im ersten grauen Lichtschimmer zusammen, dann winkte er den Edelherren hinter ihm, zurückzubleiben, und erwiderte die Brauen runzelnd: „Legt Euch wieder auf Eure Lagerstatt und bergt Euch unter der Decke!“ Er drehte sich ab, bis sie's vollbracht; sein Gebot klang so streng, daß sie wortlos gehorchte. Nun durchforschte er ihr Gemach, doch nichts Ungehöriges

fand sich darin. Aber dessen eingedenk, was der Schaffner ihm gesprochen, bog er den Kopf durch die Fensteröffnung hinaus. Da hing vor ihm an der hohen Steinwand eine aus Stricken geknüpfte Leiter bis in den Burggraben hinab; die zog er zu sich herauf und verließ mit ihr, ohne den Blick nach dem Bett zu richten, die Schlafkammer. Die Thür derselben befahl er, mit einem Balken zu verriegeln und stellte Wachtknechte davor.

Danach beschied er die beiden ungersteinischen Knechte, die in Gewändern des verschwundenen Ritters gingen, vor sich und stellte ein Verhör mit ihnen an, ob sie weitere Kundschaft von dem Verbleib des Burgherrn besäßen. Und wie beide ihm nichts darüber aussagen zu können behaupteten, gebot er nach Brauch der Zeit, zunächst den einen peinlich auf der Folter zu befragen. So ward dieser auf einer Leiter ausgereckt und bekannte unter Stöhnen und Wehklagen, was geschehen sei. Daß die Frau des Ritters sie beide für reichen Lohn gedungen gehabt, ihren Gemahl mit einem Strange zu erwürgen, aber nachdem sie dreingewilligt, sei ihnen der Muth dazu entfallen. Da habe jene selber ihn mit einem Trunk, dem sie giftigen Saft von Walkerbeeren beigemischt — so hieß

man aus alter Vorzeit am Rhein die Tollkirschen, weil jeder, der von ihnen aß, den Walkyren anheimfiel — zu Tode gebracht. Und gleichfalls über alles Weitere legte der Gepeinigte volles Eingeständniß ab.

„Darauf man alsobald den ermordeten Herrn von Ungerstein durch die Bannhirten ausgraben, denselbigen verhüten und nachmals durch die Räthe von Ensisheim, so zu Gundelsheim waren, besichtigen und nach solchem ehrlich zu Gebweiler führen und begraben lassen. Zum Gedächtniß solcher abscheulichen Mordthat ließ man auch zwei Kreuze, eines da derselbige ermordet, das andere zu der Grube, in welche er geworfen worden, setzen und aufrichten."

Ensisheim lag, als die Hauptstadt der österreichischen Vorderlande im Elsaß, nur drei Stunden abwärts von Gebweiler im Rheinthal. Dorthin ward Kunigunde von Ungerstein in festes Verwahrsam gebracht und von den habsburgischen Richtern das Urtheil über sie gesprochen, daß sie im Rheinfluß ertränkt werden solle, wie es einem unehrlichen Weibe zukomme, gleich einer Katze, die man ins Wasser werfe. Als dieser Spruch ihr verkündigt wurde, lachte sie nur, daß die Richter sich nichts daraus zu machen wußten und ihren furchtlosen Gleichmuth dem

Tode gegenüber nicht begriffen. Doch es sollte ihnen bald ein Verständniß dafür aufgehen, denn wie jene nun vor einer großen versammelten Volksmenge aus dem Gefängniß heraustrat, um an den Fluß hingebracht zu werden, und ihren Blick in die Gesichter der Harrenden wandte, da erhob sich ringsum ein Gemurre unter allen männlichen Zuschauern, von den kaum erst flaumwangigen Jünglingen bis zu den Greisen, und sie weigerten sich, die Bahn frei zu machen, daß die Verurtheilte zum Tode geführt werde. Und der Nachrichter, der sie jetzt zum ersten Mal gewahrte, wich bestürzt zurück, um Alles könne er nicht Hand an sie legen. Hochaufgerichtet, ruhig stand das junge Weib mit gebundenen Händen, aber machtvoller als alle Waffen, mit der Uebergewalt ihrer Schönheit bezwingend. Im Hintergrund ihrer schwarzen Augen funkelte ein grüner Lichtblitz des Triumphes.

Dann jedoch befiel eine Blässe ihr Gesicht, denn rufende Stimmen der mit gegenwärtigen Frauen und Mädchen klangen auf, wenn die Männer sich widersetzten, so wollten sie den Spruch vollstrecken, und Kunigunde fühlte, daß sie verloren sei, da Neid und Eifersucht sich zum Büttel für sie antrage. Die Richter beriethen und kamen in ihrer Verlegenheit bald

zu einem beipflichtenden Bescheid, um so mehr, als sich nun ein Mann bei ihnen meldete, daß er willfährig sei, für guten Lohn die Henkersarbeit zu versehen. Die Verurtheilte war ins Haus zurückgebracht worden, man zog rasch einen Sack über sie, daß sich nichts mehr von ihr erblicken ließ, und übergab sie dergestalt den unruhig harrenden Weibern. Diese führten sie unter Gejauchz, Schmähreden und Verwünschungen davon bis an den zur Richtstatt ausersehenen Platz, dem an einer kurzen Strecke buschlos freien Rand eines tiefen Altwassers des Rheins. Hier schlossen sie einen dichten Kreis umher, so daß kein Mann hindurch gelangen konnte; denn der bereitwillige Nachrichter zog der zum Tode Geführten die Sackhülle nun vom Kopf und fesselte ihr mit dickem Tauwerk Hände und Füße zusammen. Doch lief ein Zittern ihm durch alle Gliedmaßen, und ihm wollt's nicht gelingen, so daß er sie hieß, sich niederbücken, damit er die Stricke besser anziehen könne. Das that sie, denn seitdem sie sich wieder in den Händen eines Mannes befand, war sie ganz gleichmüthig geworden, und wie bei der Bewegung ihr Ohr seinem Munde nahe kam, raunte er ihr etwas zu, worauf sie flüsternd zwei Worte erwiderte. Dann

ließ sie sich ruhig binden, stand noch einen Augenblick in ihrer Pracht am Uferrand und ward halb durch einen Stoß des Henkers, halb durch eigenes Zuthun hinabgestürzt. Das Wasser klatschte auf, und die Frauen von Ensisheim stießen lauten Beifallsruf der Befriedigung durch die Luft. Durch sie hin aber brach, wie jählings von Sinnverrückung über seine That angepackt, der Vollstrecker des Urtheils und verschwand im dichten Weidengestrüpp am Flußsaum, Verwünschung der Männer scholl ihm nach.

Das fluthende Wasser zog Kunigunde von Ungerstein abwärts, doch sie spannte die Hände und Füße an, und die Taue, die bis auf ein Geringes durchschnitten gewesen, zerrissen mit leichter Mühe. So trieb sie fort; sie verstand nicht, zu schwimmen, hielt indeß ein Weilchen mit Regung der Arme und Beine, wie's ihr anbefohlen worden, den Mund zum Athemzug fähig über dem Wasser. Dann freilich sank ihr Kopf unter, daß nur noch sein Haar auf den Wellen schwamm, und das Bewußtsein dämmerte ihr aus. Aber jetzt schoß gleich einem Pfeil ein Kahn auf sie zu, den der willfährige Henker im Dickicht am Ufer verborgen gehabt, das funkelnde Haar deutete ihm die Stelle, wo sie unterging, er erreichte sie und hob die

Besinnungslose herauf. Ein Grimmschrei der Frauen erscholl bei dem Anblick, doch sie konnten nicht hinübergelangen, und von den Männern, die zu schwimmen vermocht hätten, regte sich Keiner.

So mußten sie mit ohnmächtig knirschenden Zähnen dreinsehen, wie der Kahn drüben anlandete, ein Junker aus den Weiden herzutrat und die von der Hand des Nachenführers empor Gehaltene, in ihrem Gewand gleichsam Nachfließende in Empfang nahm. Triefend, odemlos lag sie nun da, aber kundig hoben und senkten die Beiden ihr Arme und Brust, so daß ihr der Athem wiederkehrte. Bald auch die Besinnung; und jetzt brach ein ungeheures Getöse der Wuth von allen Weiberlippen, denn vor ihren Augen schlang Kunigunde den Arm um den betrügerischen Henker und entrichtete ihm den Lohn, den er raunend für ihre Rettung gefordert und den sie ihm flüsternd zugesagt.

Abgewendet trat derweil Diepold von Zellenberg, der jenen gedungen, ins Ufergebüsch hinein.

Dann bestiegen sie zu Dritt den Nachen, fuhren das Altwasser hinab, bis es in den Rhein einmündete, und kreuzten über diesen dem Schwarzwald zu. Am

jenseitigen Flußrand standen Pferde bereit, darauf ritten sie hurtig ins Schweizerland von dannen.

* * *

„Wie ein solches Herr Wilhelm zu Rappoltstein, der Landvogt, erfahren, daß sie mit dem Leben zusammt ihrem Buhlen oder mehreren davon gekommen, wurde er sehr betrübt, daß solcher Mord nicht sollte nach verdienen gestraft werden, derhalben er an die Schweizer und andere Obrigkeiten, weil sie von einem Orte in den anderen geführt worden, geschrieben, daß man solche Mörderin nicht auf freyen Fuß setzen, unangesehen sie ihre Strafe ausgestanden, sondern andern zum abscheulichem Exempel in ewigem Gefängniß halten soll.“

V.

Im eidgenössischen Land, wechselnd bald auf dieser, bald auf jener Burg saß Kunigunde von Ungerstein, und wo sie vor ein Thor heranritt, entzündete sie im Nu, gleich wie eine rothe Blitzschlange, das Blut jedes Ritters, Junkers und Knappen, daß sie Aufnahme und Sicherung, Gold und Gut fand, so viel sie begehrte.

Die Zeit war wild und bös, falsch und treulos; Schwertklang hallte aller Enden, Brandfackeln loderten, und im Dunkeln schlich Verrath. So geschah's, daß drei Jahre vergingen, ehe der Brief des Grafen Wilhelm, auf vielfacher Irrfahrt umwandernd, an die Behörde in's Schweizerland gelangte.

In dem großen, blutigen Getöse von Ueberfall und Kampf, Raub und Treubruch allumher verklang

aber das Gerede von einer einzelnen Missethat und das Gedenken an ihre Urheberin. Es ist wenig genauere Kunde über den Aufenthalt und die Lebensführung Kunigundens von Ungerstein in den schweizerischen Landen erhalten; nur daß sie einmal eines Kindes genesen, welches sie alsbald nach der Geburt nächtlicher Weile von der Burg, auf der sie es zur Welt gebracht, in einen Abgrund hinuntergeworfen. Denn da es ihr lästig fiel, war's ihr selbstverständlich, sich desselben auf solche Art zu entledigen.

Nach dreien Jahren jedoch gerieth das Schreiben des Grafen von Rappoltstein noch an seine Bestimmung und wie's erscheint, in die Hände eines ihm besonders anhängenden oder ausnehmend pflicht- und rechtbeflissenen Amtmanns. Jedenfalls nahm er sich des ihm so spät noch zugegangenen Auftrags mit verdoppeltem Eifer an, kundschaftete den Aufenthaltsort der Gattenmörderin aus und wußte einen Anschlag in's Werk zu setzen, durch den er sie in seine Gewalt brachte.

Da er aus dem Briefe vernommen, daß sie, einer Hexe gleich, Jeglichen durch ihren Anblick verzaubere, ließ er mit kluger Maßnahme sie von seinen Häschern im Schlaf bei nächtlichem Dunkel ergreifen, überwältigen, fesseln und völlig in eine bereit gehaltene

Gugel einnähen, die aus unzerreißbarem Stoff gefertigt, nur ein paar kleine Oeffnungen für die nöthige Luftzufuhr besaß. So ward sie, ohne daß Jemand sie mit Augen gewahrt hatte, auf ein Maulthier gebunden und dem Grafen Wilhelm zugeführt, als demjenigen, welcher sie sonder Zweifel am festesten und sichersten in dem ewigen Gefängnißverwahrsam halten werde. Im Innersten befriedigt, daß er ihrer habhaft geworden, war er darauf auch sorgsam bedacht, ließ sie in seiner mittleren Schloßburg Groß-Rappoltstein, die seit Neuerem auch St. Ulrichsburg genannt wurde, hoch droben in ein enges Gelaß des mächtigen Bergfried einschließen und setzte ihr als Wächter einen auserlesenen Schloßknecht, des Namens Philipp von Bacharach, gleichwie einen Erzengel mit flammendem Schwert vor dem Thor des Paradieses. Dem gebot er, niemals die Thür der Gefangenen aufzuschließen, ihr nur durch eine kleine Oeffnung derselben täglich den kargen Lebensunterhalt hinzuschieben, ohne daß er einen Blick durch den engen Spalt mit hineinwerfe; das mußte er bei dem ewigen Heil seiner Seele zuschwören. Doch bedurfte es solcher Ermahnung und Eidesablegung nicht für ihn, denn er war schweren Gemüths, weil seine Braut ihn treubrüchig hinter-

gangen, und trug seitdem tödtlichen Haß und Abscheu wider alle Weiber in sich, daß er stets, wo ihm eins entgegenkam, umwendete, oder die Lider zudrückte, bis es vorüber war. Deshalb hatte der Graf ihn wohlbedacht zum Verließwächter für Kunigunde von Ungerstein auserwählt.

Getreulich kam er auch seiner Pflicht nach, und die sicher Eingesperrte gerieth weder ihm noch sonst irgendwem in der Burg zu Gesicht. Das Fenster ihres Thurmgemachs, hoch oben liegend, war mit Eisenstangen vergittert, so daß sie sich nicht draus vorzubeugen, niederzuschauen und durch ihren Anblick zu berücken vermochte. Solche Vorsicht fiel besonders um der beiden übrig gebliebenen Söhne des Burgherren willen nöthig, da dieselben jetzt zum Jünglingsalter heraufwuchsen.

Der Chronist schreibt: „Aber man hatte gute Sorge zu ihr (der Gefangenen) und ließ man die jungen Herren von Rappoltstein nicht hinaufkommen zu ihrem Gefängniß, die auch von ihren Schwestern vor solchem Schlangengift und Blick gewarnet und abgemahnt worden sind."

Doch wie eines Tages Philipp von Bacharach ihr durch die Thürklappe die Schüssel zuschob, fühlte

er dabei seine Hand gefaßt und einen Finger derselben rasch von etwas Weichem umwickelt. Als er auf dies niedersah, war's goldrothes Haar, fein, gleich Fäden von Seide und so fest umgeschlungen, daß er die Hand nicht zurückziehen und davon frei machen konnte. Zornig gebot er der drinnen hinter der Thür Stehenden, die Fessel abzulösen, allein nur ein lachender Ton antwortete ihm, so daß er aufgebracht ein scharfes Messer aus dem Gurt zog und kurzen Thuns das ihn festhaltende Haar durchschnitt. Dann warf er's achtlos auf den Boden hin.

In der Nacht aber, die darauf folgte, drückte ihn der Alb, daß er sich unruhig auf dem Lager hin und wieder wendete. Und am Morgen klopfte ihm das Herz eigen wider die Brustwandung bis in seinen Gehörgang hinauf. Verschwommen entsann er sich, im Traume habe sich ihm etwas, den Athem nehmend, auf die Brust gelegt; er wußte nicht, was, nur daß ein Glanz, gleich einem glühenden Morgenroth, davon ausgegangen.

Wie er danach die Thurmstufen hinanstieg, um seinen Wächterdienst zu versehen, leuchtete ihm droben aus verschattetem Winkel etwas entgegen, ließ ihn unwillkürlich sich bücken, um es aufzuheben. Da war's

die abgeschnittene rothe Locke, die er gestern von sich geworfen, und ihm kam's plötzlich, die nämliche Farbe sei's gewesen, die ihm des Nachts auf der Brust geflammt. Und zugleich befiel's ihn schreckhaft, er könne mit seinem Messer auch die Hand, welche ihm das Haar um den Finger geflochten, getroffen und verwundet haben.

Hinter der Thür regte sich kein Laut, es war, als gehe selbst kein Athemzug drinnen. Nur, als er anklopfte, scholl's ihm leise, wie ein erstickter Schmerzenston in's Ohr. Das durchfuhr ihn mit einer heftigen Unruhe, er habe der seiner Obhut Vertrauten in Uebereilung Schlimmes zugefügt, und fast unbewußt öffnete er geräuschlos die Klappe der Thür und blickte hindurch.

Da saß Kunigunde von Ungerstein grad' so, daß er sie ganz gewahren konnte, in der Morgensonne auf ihrem Bettrand, ringelte sich ihr feurig gleißendes Haar auf die bloßen Schultern nieder und schaute mit den schwarzen Augen gegen die Thür hin.

Von dieser Stunde an schlief Philipp von Bacharach nicht mehr, sondern that die Nächte hindurch Geheimes in seiner Thurmbehausung. Das Herz hämmerte ihm lautstürmend in der Brust, und behutsam gedämpft hämmerte seine Hand die Sprossen

einer langen Leiter zusammen. Er hatte einen Eid geschworen, niemals die Thür seiner Gefangenen zu öffnen und mühevoll befestigte er bei nächtiger Zeit die fertig gestellte Leiter an dem Thurm, kletterte zum Fenster des Gefängnisses hinan, durchsägte mit einer Feile die Gitterstäbe und brachte die auf ihre Befreiung Harrende am Gemäuer herab. Doch zuvor hatte er sich zu ihr hineingeschwungen und, zumal nach den langwierigen Vorkehrungen, die er treffen gemußt, sich verspätet. Das Morgengrau war gekommen und die Flüchtenden gelangten nicht mehr über die Außenmauer der Burg, sondern wurden entdeckt und gefaßt.

Mit finsterem Zorn nahm der rappoltsteinische Graf den treubrüchigen Wächter in's Verhör, und der Letztere leugnete nichts, gestand seine Schuld reumüthig ein. Doch auf den Vorhalt, daß er, auch ohne die Thür zu öffnen, meineidig geworden, entgegnete er, ihm sei's nicht anders möglich gefallen. Er habe in Sinnlosigkeit gehandelt, seitdem die rothe Locke ihn behext, daß er sich gebückt, um die Gefangene anzuschauen. Und ob er seines Lebens darum verlustig gehe, er müßte es doch ebenso wieder thun, wenn er sie auf's Neue sehe. Streng sprach der erbitterte

Burgherr ihm das Urtheil, doch er ließ sich bereden, daß es ein zu hartes für den von einer Uebermächtigkeit kraftlos Bewältigten sei — „und ist der Knecht, dem das Haupt sollte abgeschlagen werden, auf Fürnehmen von Adel Fürbitte des Landes verwiesen worden."

Drunten, im hohen, fürstlichen Rittersaal, dessen romanische Fensterbogen weit in's Rheinthal hinabschauten, hielt aber Graf Wilhelm Rathschlag, was er fürder mit der Mörderin seines vergifteten Anverwandten beginnen solle. Der gelehrte Schloßkaplan sprach, es lasse ihm keinen Zweifel, sie sei die sidonische Baalstochter Astaroth, die im zweiten Buche der Könige Aschtorath, der Gräuel von Zidon, benannt werde, wie der König Josia auf das Gebot Gottes ihren Götzenaltar zertrümmere. Nochmals habe sie bei den alten Völkern der Griechen und Römer unter dem Namen Aphrodite und Venus Diejenigen, welche am Fleische schwach gewesen, in ihre Netze zu lästerlicher Sünde verlockt, und so wandere sie auch jetzt noch da und dort als buhlsüchtige Versucherin um, wie man vom Tannhäuser wisse, daß er durch ihre Unzüchtigkeit im Hörselberge seines ewigen Heiles verlustig und vom Papst Urban verflucht worden sei.

Deshalb mahnte der Kaplan, sie als Zauberin und Hexe nach der Vorschrift des heiligen Vaters Innocenz des Achten auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen.

Doch dazu konnte der Graf sich nicht entschließen, da sie seit ihrer Haftnahme kein neues todtwürdiges Verbrechen begangen, sondern er wollte sie nur in sicherer Gefangenschaft halten, daß sie nicht davonkommen und kein Unheil mehr über Jemanden bringen könne. Viel ward von den Versammelten hin und wieder geredet; zuletzt rieth der Kaplan, wenn sie nicht als Zauberin gerichtet werden solle, so möge man ihr das Haar vom Kopf abscheeren, denn wie es erscheine, beruhe darin, wie bei Simson die Leibesstärke, die Verführungsgewalt über alle Männer, die sie gewahrten.

Dem pflichtete der Burgherr bei, ließ Weiber in den Thurm hinaufgehen und ihr bis auf den letzten Rest das Haar abschneiden, das sofort verbrannt wurde.

Auch setzte er ihr keinen Mann mehr zum Wächter, sondern eine alte Frau von noch kräftiger Rüstigkeit nahm hinfort das Amt Philipps von Bacharach ein.

So ward Kunigunde von Ungerstein das Entrinnen unmöglich gemacht, denn sie befand sich hinter unzerbrechlichem Gemäuer und Gitterwerk, in der Hut eines Weibes, kahlhäuptig, ein lächerlicher Anblick, auch wenn Jemand sie mit Augen zu sehen vermocht hätte. Fest beschlossen saß sie dergestalt für ihre noch lange Lebenszeit, bis der Tod zu ihr käme, sie aus dem Thurm in die Erde zu noch engerer Haft zu legen, und sonder Hoffnung mehr sah sie draußen am Berghang Sommer und Winter grün und weiß vor ihrem Fenster vorüberwechseln. Denn sie gewahrte aus diesem nur den Himmel und ein Stück des Felswaldes, über dem auf der Bergspitze die oberste Burg Hochrappoltstein sich aufhob. Nun wußte sie, weshalb die Rappoltsteiner Burgen ihr immer aus der Weite gleich Fackelruthen gedroht hatten.

Und mehr als zwei Jahre waren verflossen, als von Hochrappoltstein eines Morgens der jüngere Sohn des Grafen zur Ulrichsburg hinunterstieg. Ein fremder Vogel hatte ihn mit buntem Federwerk vom Weg abgelockt, so daß er demselben nachging und sich im Waldbusch verstrickte. Dann gerieth er auf eine freie Felsplatte hinaus, d'rauf er zu seiner Ueberraschung über schmale Tiefschlucht hin dicht dem Bergfried der

Ulrichsburg gegenüberstand. Die Frühsonne bestrahlte den Thurm, und plötzlich nahm er hinter dem Eisengitter des Fensters ein Menschenantlitz gewahr. Das mußte die Gefangene sein, deren man sonst nirgendwo ansichtig werden konnte, von der er schon als Knabe dann und wann heimlich horchenden Ohr's Absonderliches vernommen, und neugierig hielt Schmasmann von Rappoltstein den Blick hinübergerichtet.

Es war aber, als komme durch das Sonnengeflimmer zwischen dem Fenstergitter um eine weiße Marmorstirn die Morgenröthe herauf, denn ohne daß man darauf geachtet, da Niemand das Gefängniß betrat, war Kunigunde von Ungerstein das Haar wieder nachgewachsen, fiel ihr auf Nacken und Schultern, und dazwischen sahen ihre Augen, nah genug, ihr dunkles Geleucht erkennen zu lassen, dem Junker in's Gesicht.

Was dieser sonst noch erblickt haben mag, wissen nur die Tannenwipfel des Bergs und die Wolke, die über sie hinzog. Doch Schmasmann kam erst am Mittag heim und schaute seine Schwestern zu ihrem fröhlichen Gerede verstört an. Und um die Spätnachmittagstunde des nächsten Tages lag die alte Wächterin, von einem Schlaftrunk berauscht, am Boden,

und die Thür des Thurmverließes krachte aufgebrochen in den Angeln.

Um Einiges später aber vernahm der von draußen heimkehrende Graf von einem Knechte, daß der junge Herr in den Bergfried hinaufgestiegen sei und man Gepolter droben gehört habe. Hastig, vom Schreck befallen, eilte der Burgherr nach; da sah er durch die zertrümmerte Thür seinen Sohn in den Armen der Missethäterin liegen, von ihrem Goldgeflut überflossen. Nun fuhr Schmasmann von Rappoltstein auf, starrte entsetzt in das zorndrohende Gesicht seines strengen Vaters und schoß im nächsten Augenblick blitzschnell an ihm vorbei. Seine Züge bedeckte Todtenblässe, ein irrer Ausdruck flatterte in ihnen, es war, als hätten die Lippen der Zauberin ihm im Kuß Geistesherrschaft und Seele ausgetrunken. Er lief auf einen dicht benachbarten offenen Söllervorsprung des Bergfrieds hinaus, und ob aus Absicht, um Schmach und Schande zu entrinnen, oder in Blindheit und völliger Besinnungslosigkeit, stürzte er sich jählings über die niedrige Brüstung zerschmetternd in die Tiefe hinunter.

Bei diesem Anblick und plötzlichem Geschehen verlor aber auch Herr Wilhelm von Rappoltstein die

Herrschaft über seine Sinne. Das Schwert von der Hüfte reißend, eilte er, düster flammenden Blicks in das Thurmgelaß zurück und stieß aus: „Das ist Deine letzte Schandthat, Weib! Jetzt bin ich selbst Dein Henker und sicherer, als der erste. Willst Du noch beten, so thu's, Du hast nur für drei Worte noch Lebenszeit!"

Er hob die Klinge gegen sie, doch ein Lachen flog um ihren Mund, ruhig stand sie vor ihm, ihn mit den schwarzen Tollkirschensternen ihrer Augen anblickend und erwidernd: „Ich danke Euch, zu beten hab' ich nichts. Aber ich will's Euch leichter machen, Herr Ritter, daß Ihr mich gut treffen könnt."

Und dazu zog sie mit den Händen das Gewand hurtig von den Schultern, daß ihre volle enthüllte Brust weiß gleich der eines Marmorbildes durch das Abendlicht aufleuchtete.

Und ein paar irr jagende Herzschläge lang starrte der rappoltsteiner Graf wie regungslos gelähmt auf sie hin, dann rang sich ihm stöhnend von den Lippen: „Du bist der Teufel!"

Sein gehobener Arm fiel nieder und das Schwert klirrend zu Boden; er selbst wandte sich, stürzte

taumelnd die Treppe hinab und über den Burghof fort in sein Gemach, das er mit bebender Hand hinter sich verriegelte. Und der fast weiß Behaarte sprach später: Wenn er sich nicht mit der letzten Kraft losgerissen, sondern noch einen Augenblick vor ihr gestanden, wäre er ihr zu Füßen gefallen und hätte sie zum Weibe begehrt.

Die Gefängnißthür war unverschlossen geblieben, und kurz nach dem Grafen Wilhelm trat Kunigunde von Ungerstein daraus hervor und schritt über den Burghof. Mehrere Knechte gewahrten sie, doch lächelnd schaute sie denselben in's Gesicht, und keiner regte die Hand, sie zu erfassen. Von Niemandem gehalten, ging sie zum Thore hinaus, und verschwand in dämmerndem Walde.

* * *

Der Chronist schreibt:

„Wann aber die Frau von Ungerstein verstorben, habe ich noch keinen Bericht davon bekommen mögen. Sie war von einer ausbündigen Schöne und von Natur dahin geneigt, daß sie schier Jedermann als eine andere Venus zu ihrer Liebe reizte.“

Doch der Kaplan auf der St. Ulrichsburg sagte aus und bestand fest auf seiner Augen Wahrnehmung: Er habe, als das Dunkel des Tages vollnächtlich hereingebrochen, vom Gipfel des Tännichels her, des spitzen Bergkegels noch über dem Hochrappoltstein, eine rothe Feuergarbe in die düstere Felskluft hinunterschießen gesehen. Das sei die Astaroth gewesen, die, nachdem sie ihre Opfer auf Erden zeitlich und ewig verderbt, in die Hölle zurückgefahren.



Mentha.

Eine Begebenheit aus dem vierzehnten Jahrhundert.



I.

Die Kürer des Deutschen Reiches hatten — wie schon manchmal zuvor — eine absonderliche Wahl getroffen, bei der Geld und Gunst, namentlich das erstere, die Hauptrolle gespielt. Vielleicht rang dem blutigen Ernst der Vergangenheit gegenüber zum Unterschied einmal sein lachender Vetter, der Humor, nach der Oberhand in der sogenannten Weltgeschichte, und die deutsche Kaiserwürde war im Jahre 1376 zu Frankfurt am Main von den Kurfürsten an einen fünfzehnjährigen böhmischen Knaben verkauft worden. Wie Kaiser Karl der Vierte sein dreijähriges Söhnlein Wenzeslaw oder Wenzel bereits zum König von Böhmen krönen lassen, so hatte er bei seinen Lebzeiten noch ihm durch freigebig ausgestreutes Gold den Oberthron im Deutschen Reich gesichert und ihm diesen durch seinen Tod bald darauf in Wirklichkeit übermacht.

So war ein Siebzehnjähriger dem Namen nach der Oberherr des Reiches, als solcher vom Stellvertreter Gottes auf Erden anerkannt und bestätigt. Leider indeß bereicherte die Welt zugleich mit seiner Thronbesteigung sich durch zwei Päpste, einen in Rom und einen zu Avignon, von denen jeder den anderen nicht für den Stellvertreter Gottes, sondern für den des Teufels erklärte.

Und wie der Kirche ein zweifacher Kopf von den Schultern aufwuchs, verdoppelten sich gleichfalls mannigfach ihre Gliedmaßen. Es gab zur selben Zeit zwei Erzbischöfe von Mainz, zwei Bischöfe von Constanz und von Speier. Das mochte für die heilsbedürftigen Seelen der ihrer Obhut Vertrauten einen Gewinn bilden, denselben noch ergiebigere Gelegenheit als sonst darbieten, sich durch Opfergaben von irdischem Gut und Geld bei den Thürpförtnern des Himmels einen gesicherten Platz im Jenseits zu erwerben. Allein gegenseitig sahen die beiden gleichzeitigen Träger der erzbischöflichen und bischöflichen Hüte sich nicht als eine wünschenswerthe Vermehrung der geistlichen Gnadenspender an, sondern belegten sich, gehorsam ihren beiden höchsten Vorbildern nacheifernd, untereinander mit Schimpf und Schmach, Fluch und Bann. Und in

Anbetracht, daß diese Mittel gemeiniglich etwas zu langsame Wirkung übten, bemühten sie sich, dieselben bei passender Gelegenheit nach Kräften durch Feuer, Schwert, Lanze und Gift zu beschleunigen. Gegen das letztere nahm einer der beiden Constanzischen Bischöfe sich nicht genugsam in Acht, sondern fiel, als er gerade bei seinem Schloß Kaiserstuhl am Rhein seine Gewappneten zu einem Heerzug wider den bischöflichen Confrater überschaute und begutachtete, plötzlich leblos von seinem Streithengst herunter. Die gute Stadt Constanz aber weinte weder über den Tod des unerwartet Abgeschiedenen, noch freute sie sich der Fortdauer des Ueberlebenden, und sie besaß für beides triftige Gründe und geschlechterlange Gewöhnung. Denn um allzu gewaltthätiger Zuneigung und stetiger Bemühung ihres Bischofs willen, ihr sein Ehejoch aufzuerlegen, hatte die Stadt schon in den Tagen Kaiser Karl's des Vierten wohlberechtigten Anlaß gefunden, zur Behütung jungfräulicher Freiheit vor ihrem Oberhirten sich dem großen Schwesterbund der schwäbischen Städte mit anzuschließen. Zwar war das nicht gerade eine besonders klösterlich-weibliche Gemeinschaft, die sich etwa ihr Heil wesentlich durch Psalmensingen und Gebet zu gewinnen trachtete. Doch auch die demüthigen

Kirchenknechte Gottes boten nicht gewohnheitsmäßig ihr Gesicht zum Backenstreich hin, sondern pflegten über weltlichem Rüstzeug rasselnden Eisenpanzers das Schwert des Petrus zu tragen und damit nicht allein Ohren, vielmehr lieber auch den darunter befindlichen Hals ihrer Widersacher gleich in Einem mit abzuhauen.

Eigentlich hatte die Natur mit dem kaiserlichen Jüngling, dem König Wenzel dem Vierten von Böhmen und Herzog Wenzel dem Zweiten von Luxemburg, keine so üble Absicht gehabt, als er sie ihr durch den späteren Verlauf seines Lebens unterschob. Von seinem Vater, der sich allzeit nur um seine böhmischen Erblande bekümmert, war ihm keine Theilnahme an den Reichsangelegenheiten als Erbtheil zugefallen, und es mußte überraschen, daß der gekrönte Knabe im Anfang mit ernstlichem Eifer den Versuch anstellte, für dasjenige, was ihm als tödtlicher Schaden des Reiches bedünkte, ein Heilmittel aufzufinden und dies, wo es nöthig fiel, dem vielköpfigen Kranken mit Gewalt aufzunöthigen. Ziemlich allerorten von Aufgang bis Untergang, von Mittag bis Mitternacht fiel das aber gleicherweise nöthig. Fast alle Stände des Reiches lagen untereinander ständig in Hader und Haß, Feindschaft und Fehde. Die Großen führten Kriege, und die

kleinen verübten Raubanfälle. Alles stand bedrohlich gegen einander, die Fürsten, der Burgadel, die Städte; was feste Mauern und gute Waffen besaß, trotzte: außerhalb der ersteren aber war der Schwache Tag und Nacht dem Ueberfall, der Willkür und Habgier preisgegeben. Der Bauer auf dem Felde, der Wanderer und reisende Kaufmann auf der Straße waren vogelfrei, doch nicht beflügelt wie der Vogel, um dem jählings hinter Busch und Fels auf sie hereinbrechenden Unheil durch die Luft entrinnen zu können. Faustrecht und Raubritterthum herrschten und bildeten zwei Worte für eins und dasselbe. Dabei indeß in seltsamem Gegensatz stand die Ritterwürde als die höchste weltliche da, wie die Priesterwürde als geistliche. Sie konnte nur durch feierliches Eidgelöbniß vor Gott und Welt erlangt werden, edle Sitte und Wahrheit zu pflegen, Treue, Recht und Menschlichkeit zu üben, Wittwen und Waisen, Schwache und Verfolgte zu beschützen. Durch Heroldsruf aus dem Ritterstande ausgestoßen zu werden, galt als die höchste irdische Strafe; der von ihr Betroffene war, dem niedrigsten Verbrecher gleich, ehrlos geächtet und mit ihm gleicherweise, was seinem Hause angehörte, sein Weib und seine Kinder. Seine Söhne wurden mit ihrem Edelrange und Wappen

auch des Rechtes jedes geringsten freien Mannes verlustig, Waffen zu tragen, standen unter dem Drohspruch, wenn sie sich jener anmaßten, nackt mit Ruthen ausgepeitscht zu werden. Das Ritterthum machte nicht allein einen weltlichen Rang aus, höher Erhebendes, etwas Heiligendes war ihm beigemischt. Ein Fürst, ein König trug seine Kronen nicht, bevor er zum Ritter geschlagen worden; als um die Mitte des 16. Jahrhunderts Kaiser Karl der Fünfte durch Frankreich zu reisen verlangte, ließ er sich vom König Franz sicheres Geleit nicht auf Königs-, sondern auf Ritterehre zusagen.

Der Wille war stark, doch das Fleisch war schwach. Vielleicht auch von vornherein schon das Fleisch des jungen Kaisers Wenzel, das später einer so außerordentlichen täglichen Anzahl von Weinkannen für seine Kräftigung bedurfte. Unzweifelhaft indeß litt das Gesammtfleisch des deutschen Reichskörpers an einer Schwäche, welche dem böhmischen Arzneikunstbeflissenen bald die jugendliche Täuschung benahm, daß seine Hand ein erfolgreiches Heilmittel für die große Krankheit herzustellen und aufzunöthigen vermöge. So zog er sich nach wenigen Jahren von der versuchten Praxisübung zurück; er erkannte, daß

er auch nichts anderes sei und könne, ebensowenig über in Wahrheit wirksame Medicamente verfüge, als die hochgelehrten Doctoren der Heilkunst, die „Universitäts-Physici", die Bader, Bartscheerer und von Stadt zu Stadt umwandelnden Quacksalber der Zeit. Er beließ deshalb den schwärenden Aussatz am Leibe des deutschen Reiches, das nicht geheilt sein wollte, setzte sich zu vierundzwanzigstündigem Trunke an seinem Eichentisch auf dem Hradschin zu Prag fest und erwarb sich das Verdienst, die Kirche mit einem neuen Heiligen zu bereichern, indem er den erzbischöflichen Generalvicar Johannes von Pomuk oder Nepomucky eines Tages so viel Moldauwasser trinken ließ, daß derselbe dadurch die Befähigung zur Lufteinathmung verlor. Merkwürdiger Weise aber benannte später das deutsche Volk, das doch nichts anderes gewollt, das letzte Viertel des 14. Jahrhunderts „die böse Zeit des Königs Wenzel" und verlegte in seinen Ueberlieferungen und Erfindungen, Berichten und Mären mit Vorliebe alles Schlimme, Schreckliche und oft schier Unglaubliche in die eigentlich „kaiserlosen" Jahrzehnte des böhmischen Reichskronenträgers.

Im Beginn jedoch, wie schon gesagt, war sein Wille stark, den Kriegen und Fehden, dem täglichen

Mord und Raub in allen deutschen Gauen durch kaiserlichen Landfrieden einen festen Damm entgegenzusetzen und seinem Gebot durch Gewalt, Drohung und Strafe Geltung zu schaffen. In diesem Streben begegnete er genau dem nämlichen des „schwäbischen Städtebundes", einer von den Reichsstädten Schwabens und Frankens begründeten Schutz- und Trutzvereinigung, um sich der Herrschgelüste der eroberungssüchtigen Fürsten, besonders des Grafen Eberhardt des Greiners von Württemberg zu erwehren und ihren Kaufleuten die Straßen gegen Faustrecht und Ueberfall von Seiten der Raubburgritter zu sichern. In heißer Schlacht hatten die Bürger der Städte bei Reutlingen siegreich den Neckar mit dem Blute der Heermannschaft des Grafen Eberhardt geröthet und den Sohn desselben erschlagen; rundhin trugen sie ihre Waffen vor die Felsnester des Adels, um diese auszunehmen und unter Flammenlohe in Schutt fallen zu lassen. So hallte das Kriegsgetöse von Jahr zu Jahr zwischen dem dunklen Tannenwald des Schwarzwaldes und dem weißen Felshang der schwäbischen Alp weiter, nun hier, nun dort, bald im Norden, bald im Süden. Es war ein grimmiges Wettringen, das nicht Schonung gewährte, noch erwartete; man warf

nicht zu Boden, um zu fesseln und Lösegeld zu erzwingen, sondern um auszurotten, gab dem Unterlegenen nur noch einen Augenblick für ein kurzes Stoßgebet, dann lag er mit unter der reglosen Sichelmahd des emsigen Schnitters. Nachdrücklicher als Wille und Worte des jungen Kaisers Wenzel es vermochten, ward seine Absicht durch den Städtebund ins Werk gesetzt, und bereitwillig verlieh er jenem deshalb seine kaiserliche Bestätigung. Dies war geschehen, eh' er zum einzigen Mal sich auf den Weg machte, um den Westen des Reiches zu besuchen. Von Böhmen her zog er mit glanzvollem Gefolge die Donau hinauf über Augsburg ins Schwabenland. Die Städte, als deren Schirmherr und Mitstreiter er sich kundgethan, bereiteten ihm huldigenden Empfang, und hin und widerziehend ließ er möglichst vielen von ihnen seine Anwesenheit zu Theil werden. Sein Wegziel indeß war Heidelberg, wohin er die Kurfürsten beschieden, um mit diesen eine strenge Landfriedenssatzung zu vereinbaren.

II.

Da begrüßte ihn im Hegau, der weiten Einsenkung zwischen dem Hohen Randen und den nördlichen Uferhöhen des Bodensees lautes Waffengeklirr. Von schroffen Felsgipfeln und sanfter ansteigenden niedrigen Kuppen sahen im Kreis rund um die alte Stadt Engen zahllose Schlösser und Burgen herab, manche schon in Trümmer gebrochen, denn die Inhaber bestanden zumeist aus Raubrittern schlimmster Gattung und Todfeinden der Stadt Constanz, der sie die nächsten Nordwege in's Schwabenland verlegten. Die Bürger der letzteren waren deshalb bereits im Jahre 1378 vor die Burg auf dem „Megideberg“ gezogen und hatten diese, trotzdem, daß sie einstmals von der heiligen Ursula und ihren 10,999 jungfräulichen Begleiterinnen als Klosterstätte geweiht worden, umlagert, erobert und zerstört. Dicht neben dem ödliegenden „Megideberg“ hallte gegenwärtig wieder das

Kampfgetöse oder war es vielmehr eben in der sonnenheißen Juniluft verklungen. Dort ragte ein weit mächtigerer Felskegel mit fast ringsum senkrecht abhängenden, schwindelhohen Wänden empor, die trotzigste Schroffe im ganzen Hegau, unerklimmbar und für die Waffengewalt der Zeit unüberwindlich, der Hohenkrähen.

Die Erbauung seiner mit dem Basaltgestein in eins zusammenvermauerten Burg ging in unbekannte, graueste Weite zurück; um die Wende des 12. Jahrhunderts hatte zuerst ein „Diethelm von Craige" droben gesessen. Seine Nachkommen benannten sich als „die von Krägen", doch übler berüchtigt von Glied zu Glied. Dann endete im Jahre 1307 das Geschlecht, jählings vom Blitz getroffen, und zwar von einem wirklichen des Wolkenhimmels. Auf der unfern am Ueberlinger Nordende des Bodensees belegenen Burg Hohenbodmann hatte der letzte „Gottfried von Krayen," als er sich dort zu Gast befunden, wie die Ueberlieferung sprach, durch seine Sündenschwere und gotteslästerlichen Hohn den rächenden Flammenstrahl auf sich herabbeschworen und der niederfahrende Blitzfunke ihn mit fast sämmtlichen Burginsassen unter dem Brandschutt begraben.

Sein Geschlecht war indeß mit ihm nicht völlig

zum Erlöschen gelangt, denn auf einer Berghöhe schräg gen Norden hinüber saßen ihm durch weibliche Abstammung verwandte „Edle von Hohenfriedingen", die nunmehr in den Besitz der Burg Hohenkrähen traten und sich nach ihr zugleich fortan „von Kräen" benannten. Mit dem Namen pflanzten sie aber auch das frevelhafte Blut des verrufenen Geschlechts fort und schlimmer noch als dieses gewesen. Auf ihre unbezwingbare Raubburg trotzend, brachen sie scheulos göttliches und menschliches Recht, ihr Name ward nur von Fluch und Verdammniß begleitet weit über den Hegau hinaus. Der Chronist schreibt: „Das Schloß Hohen Kregen ligt auff einem hohen felsen/ do sich etwan vil unnützer und schädlicher Menschen haben enthalten/ und hat jene niemand mögen zukommen."

Da aber war in diesem Jahrbeginn etwas gegeschehen, was trotz jahrhundertlangen Freveln und Gräueln der Hohenkrähen noch nicht zuvor gesehen. Neben dem derzeitigen Burgherrn, dem wilden Ritter Wolf von Kräen, der als Wittwer und Vater eines schon mannbar erwachsenen Sohnes bereits in höherem Alter stand, hatte die Natur aus der alten Stammeswurzel noch einen erheblich jüngeren und gänzlich anders gearteten Sproß aufgetrieben, seinen

Bruder Werner, der des ihm angeborenen sanften Ausdrucks im Antlitz und Wesen halber „Rosenblüth“ zubenannt wurde. Kundig der Dicht- und Sangeskunst, erschien dieser nicht als zur Brut eines Krähennestes gehörig, sondern wie durch Zufall und Mißgeschick in dasselbe verirrter Abkömmling eines schönstimmigen Sprossers, dessen Gesang die Horchenden entzückte. Man sprach, daß von alters her dann und wann solch ein völliger Gegensatz zu den schwarzen, krächzenden Raben aus dem Felshorst droben hervorgegangen und, von den Alten ausgestoßen, gleich einer weißen Taube in die fremde Weite davongeflogen sei.

So hatte auch Werner von Kräen frühzeitig die unheimlich düstere Felsburg gemieden und diese dem Alleinbesitz seines Bruders überlassen. Als ritterlicher Sänger schweifte er umher, an Fürstenhöfen, in Schlössern und Städten von den Edleren freudig bewillkommt, besonders aber von Frauen in Ehren gehalten, die ihm wohl zuerst den Namen „Rosenblüth“ beigelegt. Vor Allem indeß gewann er sich das Herz eines schönen Fräuleins Barbara von Hornstein, einer Verwandten des „edlen Herrn Otto von Hohenbodmann“, die er auf der nach jenem Blitzschlag wieder neuerbauten Burg desselben kennen gelernt. Sie ward

seine Braut, und die Vermählung sollte gefeiert werden. Zuvor jedoch lud Wolf von Kräen seinen Bruder und seine künftige Gattin zu einem Festmahl auf sein Schloß hinauf. Da fand man am nächsten Morgen Werner zerschmettert drunten am Fuß des Hohenkrähen. Er mochte im Nachtdunkel, vielleicht von zu reichlichem Weintrunk sorglos gemacht, droben falschen Schritt gethan haben und über den Rand des Abgrundes zu Fall gerathen sein.

Doch ein umlaufendes Gerücht unten raunte Anderes, und was es sprach, fand schon nach wieder einem Tag grausig Bestätigung, denn nun lag auch Barbara von Hornstein entseelt und fast unkenntlich zerschlagen an der nämlichen Stelle in der Tiefe. Und bald sagte ein Burgknecht aus, den man drunten aufgriff und auf der Folter befragte, sie sei, um den Tod zu finden, selbst hinabgesprungen, da Wolf von Kräen ihr Gewalt zugefügt, nachdem er, um sich ihrer zu bemächtigen, bei Nacht seinen Bruder tückisch über die jähe Steinwand niedergestoßen habe. Das war der alten Gräuel auf der Krähenburg himmelschreiendster, und glühende Verwünschung von allen Lippen in Stadt und Dörfern loderte zu dem Felskegel empor. Doch ohnmächtig, denn hohnlachend saß der Bruder=

mörder auf seinem unersteiglichen Horst, und der Himmel schleuderte diesmal keinen Blitzstrahl, das zwiefache Verbrechen zu strafen, herunter.

Aber statt seiner rastete Herr Otto von Hohenbodmann nicht, Schande und Tod seiner Verwandten und Werner's, zu dem er in enger Befreundung gestanden, zu entgelten. Er war von mächtiger Gestalt und Jeglichem überlegener, gewaltiger Körperkraft, der Volksmund umgab ihn mit mancher von ihm verrichteten That, die an die wunderbare Stärke des Obersten in der alten deutschen Heldensage, Dietrichs von Bern, gemahnte. Einem märenhaften Wunder auch glich seine Abkunft von dem uralten Bodmannschen Stamm, der sich schon in grauester Vorzeit auf den Trümmern einer Keltenburg Bodungo niedergelassen haben sollte, aus der später ein Königssitz Bodmann erwachsen. Hier hatte im 9. Jahrhundert Kaiser Karl der Dritte, siech und geistesschwach aus Italien zurückgekommen, mit Mönchen aus dem nahen Kloster Reichenau unabläßig Psalmen singend, einige Jahre gelebt, um dann jämmerlich zu sterben. Seitdem jedenfalls waren „die von Bodmann“ Vögte der königlichen Pfalz gewesen, bis diese von der Wetternacht des Jahres 1307 in Asche gelegt worden. Da hatte in

der Verworrenheit und Hilflosigkeit des allgemeinen Brandunterganges die Amme des einzigen Söhnleins des Burgherrn ihren Säugling zwischen weiches Bettzeug in einen Kessel eingepackt und diesen vom Berg hinabrollen lassen, sodaß der Knabe allein aus der ungeheuren Feuersbrunst mit dem Leben davongekommen. Er war der stammerhaltende Neubegründer des Geschlechts gewesen und der Aeltervater Otto's von Hohenbodmann, des weithin berufenen ritterlichsten Herrn der Zeit im Schwabenland.

Nun setzte dieser, von Leid und tiefer Empörung des Gemüths erfüllt, Alles daran, für die doppelte Schandthat Wolf's von Kräen Vergeltung zu üben. Sein Machtaufgebot erwies sich indeß dem Felsennest gegenüber fruchtlos, deshalb gewann er sich klug die Bürger von Constanz, denen jener vor Kurzem mehrere Kaufleute weggefangen und in sein Verließ geworfen, zu Hilfsgenossen. Allein auch dieser vereinigten Stärke widerstand der Hohenkrähen unnahbar in gleicher Weise und hätte es zweifellos so fortgethan, wenn sein Besitzer nicht durch Verblendung selbst in's Verderben gestürzt worden. Denn er war auch wildjähzornigen Bluts, und in blinder Wuth brach er eines Tags mit seinen Waffenknechten vom sicheren Felsen herunter,

um seinen verhaßten Gegnern an den Leib zu springen und ihnen den Garaus zu machen. So kam es auf offenem Feld zu blutig tobendem Handgemenge, die Krähen hackten mit eisernen Schnäbeln tödtlich-wild durch Helm und Schienen in Hirn und Fleisch ihrer Feinde, ihr Oberrabe raste mit Berserkergrimm drein, und die Constanzer wichen. Doch da traf im Getümmel Herr Otto wider den Bedränger und rief diesen „Brudermörder und Frauenschänder!“ an, ihm Mann gegen Mann zu stehen. Dem hatte Wolf von Kräen bisher auszuweichen gesucht, aber der Zuruf schnob ihm besinnungslosen Grimm in die Adern, daß er den Herausforderer mit dem Schwerte anrannte. Reglos dreinstarrender Kreis reihte sich zum Ring um den Zweikampf, rasselnd funkelten und knatterten die Hiebe auf Schild und Rüstung. Aus einem Armring Otto's von Bodmann quoll das Blut, doch er hielt nicht inne, und nun traf sein Schwert mit ungeheurer Wucht den Helm des Gegners, so daß dieser einen Augenblick betäubten Gehirns zurückfuhr. Zugleich aber stieß der erstere lauthallend aus: „Ich fordere Gottesurtheil über einen Schurken!“ ließ seine Waffen fallen und packte vorspringend Wolf von Kräen zum Ringkampf. Hierbei überwog seine Riesenkraft; wie Dietrich von Bern

hob er den Gefaßten, schleuderte ihn dumpfdröhnenden Falls zu Boden und drückte dem enthelmt Hingestürzten das Knie auf die Kehle, ihn zu erwürgen. Doch er besann sich: „Dann wärest Du in der Schlacht gefallen, wie ein Ehrlicher und ein Ritter, und mein ist nicht des Henkers Amt!“ Er ließ den schon halb Erstickten mit Fesseln zusammenschnüren; die Krähenknechte waren, als sie ihren Herrn unterliegen gesehen, in alle Winde zerstoben. Auch was droben auf der Burg zurückgeblieben, hatte sich bei der Niederschau lautlos und schattenhaft in den Staub davongemacht; die eilfertig jetzt hinaufstürmenden Constanzer fanden das Felsenthor offen stehend und das Nest bis auf's letzte Leben leer, nur im Verließ die Leichname der im Elend verhungerten Kaufleute. Siegestriumph und Rachedurst ließ sie Feuer in's Schloß werfen, und schnell loderte der Hohenkrähen gleich einer Riesenfackel in den Himmel hinein. Sie leuchtete noch über alle Nachbarlande des Hegaus und stand schon aus weiter Ferne als Flammensäule vor dem Blick des jungen Kaisers Wenzel, der an diesem Tage von der schwäbischen Reichsstadt Pfullendorf her durch die Sommernacht zu der alten Hegaustadt Engen heranzog.

III.

Und nun sah Engen um zwei Tage später ein großes, absonderliches, doch trotz vielfachem Glanz düsteranmuthendes Schaugepränge. Auf dem westlichen Blachfeld unter der Stadtmauer saß auf erhöhtem, baldachinüberdachtem Thronsessel der junge Kaiser, von mehreren Reichsfürsten, vielen Grafen und buntem Hofhalt umschlossen. Sein Sitz und Gefolge nahmen die eine Seite eines freien Vierecks ein, während die beiden rechtwinklig vor ihr ausgehenden durch Bewaffnete mit schlaffhängenden Bannern, hauptsächlich die in's Feld gezogenen Bürger von Constanz und die Reisigen von Hohenbodmann gebildet wurden. Dahinter standen zu Tausenden die Bewohner von Engen, sowie aller umliegenden Ortschaften des Hegaus geschaart, selbst aus ferneren schwäbischen Städten hatte sich

vielköpfige Menge herversammelt. In der Mitte des großen, an der vierten Seite offenen Platzes ragten Galgen und Rad aufgehöht; über das summende Geräusch unzähliger gedämpfter Stimmen hin ging durch die blitzende Morgenfrühsonne unausgesetzt der mißtönig harte Klang des Geläuts der Schandglocke vom Engener Kirchthurm.

Der junge Kaiser schaute sehr streng und finster drein, besonders als jetzt ein langsam vorschreitender Zug daherkam und sich inmitten des freien Raumes vor dem Thronsitz aufreihte. Ein Dutzend Ritter umgab den in voller Panzerrüstung mit Helm, Schwert und Lanze hoch zu Roß sitzenden, doch von schweren Ketten an Armen und Füßen gefesselten Ritter Wolf von Kräen. Aus aufgeschlagenem Helmgatter sah er trotzig vor sich hinaus, rückte kaum zu leichter Senkung den Kopf vor des Reiches Majestät und bot gleichgiltige Mißachtung der tausendfältig auf ihn gaffenden und Verwünschungen ausstoßenden Masse zur Schau. Wenige waren unter diesen, denen er nicht an Verwandten oder Freunden, Leib oder Gut irgend ein Böses angethan; wie er vor dem Sitz des Kaisers dahielt, stiegen südwärts hin über seinem Haupt noch schwarze Rauchwolken gleich gespenstigen Luftgestalten

aus dem Brandschutt seiner Burg von der düsteren Schroffe des Hohenkrähen empor.

Nun ward es Todtenstille umher und Alles hielt den Athem, denn der junge Kaiser hob laut die Stimme:

„Es ist nach dem Willen Gottes, zu fügen, daß wir selber heute hier zu Gericht sitzen. Wer klagt wider diesen Mann?“

Auf diese Frage trat die mächtige Gestalt Otto's von Bodmann vor. „Ich klage wider ihn, daß er gerecht zu schmählichem Tode gerichtet werde nach seiner Verschuldung.“

Doch der Kaiser sprach dagegen: „Das mag nicht mit Fug geschehen, denn Du siehst, er trägt das Wappen und Kleinod eines Ritters und kann nicht zu schmählichem Tod gerichtet werden.“

„So forder' ich zuvor wider ihn als Ritter ritterliches Gericht, vor dem ich ihn begangener Blutschuld an seinem eigenen Bruder anklage und der Schändung weiblicher Ehre an einer unbescholtenen edlen Jungfrau, daß man ihn deshalb seiner Ritterwürde mit Schand und Schimpf entkleide und ihn ausstoße aus der Zahl der Ritter unter die Unehrlichen und Geächteten.“

Beim Letzten fiel eine fahle Blässe über das Gesicht Wolfs von Kräen, und man sah, daß unter dem Panzer ein Rütteln ihm über den Leib lief. Der junge Kaiser erwiderte jetzt:

„So entbiete ich als Ritter und des Reiches Haupt Euch zu ritterlichem Gericht und Urtheilsspruch. Hebe vor ihm Deine Klage, Otto von Bodmann, wider den Ritter Wolf von Kräen.“

Alle anwesenden Ritter, wohl ein halbes Hundert an Zahl, traten vor dem Kaiser zusammen, und der Kläger erhob und wiederholte seine Anschuldigung. Es war Sache der Form, denn jeder wußte zuvor, daß die Klage Sühne für überwiesen ausgeübte Missethaten fordere. Und auch nur der Form zur Genüge wandte sich der Kaiser gegen den Beklagten: „Bekennst Du Dich solcher Thaten schuldig, Ritter Wolf von Kräen?“

Der hob jetzt wieder trotzig das blutlose Gesicht. „Wenn Ihr's alle wißt, was fragt Ihr mich? Statt der Antwort pfeift mein Mund auf Euer Gericht. Aber die Krähen, die Ihr zu mir zum Leichenschmaus ruft, lad' ich, daß sie sich auf Dein Haus setzen, Otto von Bodmann, und Dir weiter in's Fleisch hacken, bis ihre Fraßgier still geworden.“

Dem Vorhaben des jungen Kaisers, ernstliche

Landfriedenssatzung für das Reich zu begründen, entsprach die Aufstellung eines strengen Beispiels, und er ließ jetzt von einem Herold die Stimmen der Richter fordern, ob der Ritter Wolf von Kräen durch Bruch seines Rittereides und schwersten Frevel wider göttliches und menschliches Gebot sich der Ritterehre und -Würde unwerth gemacht habe. Als erster Ritter entschied König Wenzel selbst mit „Ja," und ohne Ausnahme pflichteten alle Befragten seiner Spruchabgabe bei. Nun zerknickte er einen von seinen Händen gehaltenen weißen Stab und sprach dazu: „Ich zerbreche den Ritterstand Wolfs von Kräen; ritterliche Hand thue an ihm nach dem Entscheid des Gerichts!"

Seitwärts neben dem Galgen stand der Henker mit seinen Freiknechten, doch durfte er noch nicht an den Verurtheilten Hand legen, bevor diesem seine Würde in Wirklichkeit genommen worden. So zogen nun mehrere Ritter ihn vom Roß herab und erfüllten den Spruch an ihm durch Handlungen, welche denjenigen ähnelten, vermittelst derer ein verbrecherischer Priester seiner geistlichen Würde entäußert wurde. Er ward auf ein bereitetes flaches Holzgerüst gestellt und dort seiner Rüstung entkleidet, Stück um Stück seine Lanze, sein Schwert, sein Panzer ihm zerbrochen vor

die Füße geworfen; ein Ritter hob ihm den Helm vom Kopfe, und ein Waffenpersevant schlug mit harrendem Beil die Kleinodien davon herunter. Man breitete Stroh, das einen Misthaufen bedeutete, vor ihn hin, nahm auf diesem ihm die Goldsporen ab; Kreuzhiebe zerschmetterten das Wappen, die drei Krähen auf seinem Dreiecksschild. Dem Pferde, das ihn hergetragen, ward der Schweif vom Rumpf gehauen, der Schild mit dem zerfetzten Wappen dagegen am Schwanz einer bereitstehenden, elenden Schindmähre befestigt, die, fortgepeitscht, ihn durch den Staub davonschleifte Wie der Entkleidete jetzt jeglichen Ritterabzeichens baar stand, fragte der Persevant dreimal nach seinem Namen, und dreimal erwiderte der Herold: „Wolf von Kräen,“ doch jeder Antwort nachfügend, das könne sein Name nicht sein, denn der, welcher hier stehe, sei ein Meineidiger, ein Brudermörder und Frauenschänder. Knechte brachten ein Becken mit heißem Wasser herbei, das ihm über den Kopf geschüttet wurde, in Umwendung der Taufe die Heiligkeit der Ritterwürde von ihm zu waschen; darnach zog man ihn an einem ihm um den Hals geworfenen Stricke vom Gerüst auf eine Holzschleife herunter, streckte ihn darauf nieder, spreitete ein schwarzes Todtenlaken über ihn, und während er

gleich der Leiche eines räudigen Thieres eine Weile hin und wieder gezogen und gezerrt ward, sang ein Pfaffenchor düstertönend in lateinischer Sprache die Verse des 109. Psalms:

„Setze Gottlose über ihn, und der Satan müsse stehen zu seiner Rechten.

Seine Kinder müssen Waisen werden und sein Weib eine Wittwe.

Seine Kinder müssen in der Irre gehen und betteln und suchen, als die verdorben sind.

Und Niemand müsse ihm Gutes thun, und Niemand erbarme sich seiner Waisen.

Seine Nachkommen müssen ausgerottet werden, ihr Name müsse im anderen Glied vertilget werden.

Der Herr müsse sie nimmer aus den Augen lassen, und ihr Gedächtniß müsse ausgerottet werden auf Erden.

Darum, daß er keine Barmherzigkeit hatte, sondern verfolgte den Elenden und Armen und den Betrübten, daß er ihn tödtete.

Und er wollte Fluch haben, der wird ihm auch kommen; er wollte des Segens nicht, so wird er auch ferne von ihm bleiben.

Und er zog an den Fluch wie sein Hemd, und ist in sein Inwendiges gegangen, wie Wasser und wie Oel in seine Gebeine.

So werde er ihm wie ein Kleid, das er anhabe, und wie ein Gürtel, da er sich allwege mit gürte.“ — —

Dumpf versummte der Pfaffengesang zum Geläut der Schandglocke in der sonnigen Luft, dann lag

wieder lautlose Stille über dem Platz und den tausend Köpfen, und plötzlich rief nun der Herold mit weithallender Stimme:

„Wolf von Kräen ist kein Ritter mehr — ich gebe ihn anheim dem weltlichen Gericht als Ehrlosen und Geächteten. Sein Schwert ist zerbrochen, sein Wappen ist besudelt. Er ist seiner Ehre und seines Adels verlustig, und was von seinem Blut ist. Ausgelöscht und verflucht ist sein Geschlecht, dem in's Gesicht speien darf, wer will, und wer sein Blut vergießt, ist nicht schuldig an Menschenblut. Es ist gleich dem Vogel und dem Thier des Feldes; wenn es des Schwertes, des Wappens und Adels sich anmaßt, werde es nackend mit Ruthen gepeitscht. Der Ritter Wolf von Kräen ist todt — todt — todt — — was noch lebendig von ihm hier liegt, gebe ich dem Richter!"

Die Zeit besaß eiserne Nerven und war an schreckvolle Schaustellungen reich gewöhnt. Trotzdem hatte die seltene feierlich-düstere Ceremonie der schimpflichen Entkleidung von ritterlicher Würde auf viele der näher Versammelten eine gewaltsam anpackende Wirkung geübt; besonders unter den zahlreichen Zuschauerinnen stockte mancher Herzschlag, und nach Luft ringend, stahl da und dort sich eine aus der Menge in's Freie

davon. Auch auf einem von vornehmen Frauen eingenommenen Sesselgerüst hinter dem kaiserlichen Thronsitz überkam es jetzt ein junges Fräulein mit dunklem Schwindel vor den Augen, bei ihr wohl begreiflichster Weise, denn der Vorgang mußte sie, wie kaum eine zweite in heftige Erregung und Mitleidenschaft gezogen haben. Es war Bertrad von Bodmann, die achtzehnjährige einzige Tochter Herrn Ottos, welche die nächste Freundin Barbaras von Hornstein gewesen war und mit an dem heimtückischen Festmahl auf dem Hohenkrähen theilgenommen hatte. Doch hatte sie sich vor Anbruch der Nacht mit ihrem Vater heimbegeben und erst um mehrere Tage später von dem Verrath und den Gewaltthaten droben auf der Burg erfahren. Bleichen Gesichts saß sie von Beginn des Gerichtes an, aber nun bei dem Ruf des Herolds schwand alles Blut ihr aus dem zarten Antlitz fort; sie vermochte sich nicht länger aufrecht zu erhalten, sondern sank, wie eine vom Regensturm schwer umgeknickte weiße Rose, bewußtlos an die Schulter der neben ihr Sitzenden hin. Frauen kamen ihr zu Hilfe und führten sie fort; schwankend machte sie einige Schritte und schien wieder zu sich zu kommen. Doch wie sie die Augen aufthat, fiel ihr Blick gerade auf die dunkle

Rauchsäule über dem Hohenkrähen hinüber. Starr, wie leblos sah sie darauf hin — das Bild ihrer von droben sich in die Tiefe herabstürzenden Freundin mochte sich ihr vor die suchend irrenden Augen stellen — sie stieß einen Ton von den Lippen, als ob ihr etwas in der Brust zerspringe und fiel zusammen, so daß man sie auf einer Bahre nach Engen forttragen mußte.

Auf dem Richtplatz aber sprach jetzt der junge Kaiser das weltliche Urtheil über den aus dem Ritterstande Ausgestoßenen, daß dieser als Raubmörder an den Constanzischen Kaufleuten zu Tode gebracht, wegen Blutschuld an seinem Bruder und Schändung einer Jungfrau aber lebendig auf's Rad geflochten und den Raben zur Aetzung preisgegeben werde. An den Augen Wolfs von Kräen zuckte keine Wimper; nur bei der Bedrohung, mit Schimpf seines Ritterthums beraubt zu werden, hatte ihm ein Rütteln den Leib durchlaufen, doch dem martervollsten Tode gegenüber verließ ihn das alte Erbtheil seines Geschlechts, der trotzig feste Mannesmuth nicht. Er gab keinen Laut von sich, wie nunmehr der Henker und die Freiknechte sich seiner bemächtigten; hohnblickend wandte er nur noch einmal einen Blick tödtlichen und zugleich wie frohlockenden

Hasses auf Otto von Bodmann, als sehe er schon die Erfüllung seines Wunsches und seine Wappenvögel, die Leichenkrähen, als Rächer über Hohenbodmann herunterkrächzen.

Der Kaiser erhob sich jetzt, mit seinem Gefolge den zur Richtstätte umgewandelten Gerichtsplatz zu verlassen. Er hatte den Arm der Gerechtigkeit zur Sühne eines abscheuwürdigen Frevels bewaffnet, doch durfte er nicht länger verweilen, denn von den Augen der Majestät des Reiches, wenn sie auf die Vollstreckung eines Todesurtheils trafen, ging die Gnade aus. So wandte er sich zum Fortgang, als die Henkersschobanden ihre Beute ergriffen, und etwa die Hälfte der Anwesenden folgte seinem Beispiel. Die Strafe des Gerichteten hätte noch furchtbarer und qualvoller bemessen sein können, und Viele hätten doch ihren Haß und Grimm gegen Wolf von Kräen durch den Spruch kaum befriedigt gefunden; sie harrten aus, um mit Lustgefühl seine Glieder vom Rade zerbrechen zu sehen. Manche indeß hatten ihre Sinneskräfte dafür überschätzt, begaben sich, als die Execution anhub, doch mit Schaudern davon.

Selbst ein unter der Menge stehender kraftvoller junger Kriegsmann, dem eine Eisenhaube nach Art

der niederen Waffenknechte das Gesicht verdeckte, ward offenbar so von plötzlichem Grausen überwältigt, daß er seiner Schaubegier nicht weiter nachhängen konnte, sondern, wie von Erstickung gefaßt mit der Hand an den Hals greifend, sich in's Freie hinausdrängte. Da stand er, nach Luft ringend; durch die Blicklöcher seiner Helmkappe gingen zwei wie fieberirre Augen kurz nach dem düstern Qualm des Hohenkrähen hinüber. Dann stürzte er, als lasse sinnbethörendes Gefühl sich ihm die Faust des Henkers nach seinem eigenen Halse nachrecken, blindlings geradeaus in Feld und Busch hinein von dannen.

IV.

Was sich so auf dem Blachfeld unter der Stadtmauer von Engen begeben, legte Zeugniß für den strengen Eifer ab, mit dem der junge Kaiser Wenzel seinen Landfriedenswillen zur Geltung zu bringen gedachte. Sonst aber war's nur ein sehr geringfügig kleiner Vorgang in dem großen, tausendfältig lärmenden Schauspiel auf der weiten, blutüberschwemmten Bühne der Zeit. Hier und da mochte es einem Ohr wie Possenworte klingen, wenn die beiden heiligen Väter Clemens VII. und Urban VI. zwischen Avignon und Rom ihre Bannflüche gegeneinander hin- und herschleuderten und die zweifachen bischöflichen Oberhirten von Mainz, Speier und Constanz getreulich diesem Vorbild nachfolgten. Von den haß- und habgiergeschwollenen Lippen zwar kam's nur als ein hohler Luftschwall, und kein Blitzstrahl des Himmels

vollstreckte den geistlichen Grimm herüber und hinüber, um die echten und die gefälschten Stellvertreter Gottes zu kennzeichnen. Aber für die große Herde ward es doch zu einer gar blutigen Hirtenposse, die zwischen sie hineinfuhr, ihr die geringe Habe an Vernunft völlig aus den Köpfen fortrodete und tausendfach Flammen über verheerte Aecker und verödete Orte hinlodern ließ. Alles stand zwiespältig widereinander, und die Flüche der Kirchenhäupter verwandelten sich in den Händen der Herrsch- und Habsucht, der Glaubenswuth und Heuchelei und nicht zum Mindesten in denen der „Einfältigen am Geiste" zu Schwertern, Spießen, Brandfackeln und Foltergeräthen. Die Todtengräber und die Raben, Galgen, Rad und Scheiterhaufen bekamen fleißig Arbeit in deutschen Landen, während die Schürer der großen Verbrennung menschlicher Gehirnkraft vom Lateran am Tiber und vom Papstfelsen über der Rhone täglich so lange bliesen, bis ihre Backen, dieses Berufsgeschäftes überdrüssig, erquicklicher Abwechselungsthätigkeit, sich lachend mit goldenem Falerner oder rothem Burgunder anzufüllen, Raum und Zeit vergönnten.

Dazwischen aber, ungeheuerlich im Großen und unablässig im Kleinen, hallte das Kampfgetöse der

weltlichen Herren. Fürsten und Adel, Völker und Städte rangen in tödtlicher Gegnerschaft; aus dem Wettstreit zwischen Ritterrüstung, dem bürgerlichen Koller und Bauernkoller klang das Gestöhne einer in Geburtswehen kreißenden neuen Zeit. Hier unterlagen Wappenschild und Panzerroß; bei Sempach deckten der Erzherzog Leopold von Oesterreich, der Markgraf von Hochberg und der Graf von Fürstenberg mit sechshundert „Edlen" als Leichen das Feld. Dort hingegen gelang es der Fürstenmacht, dem Grafen Eberhardt von Württemberg, nachdem in zehnjährigem Kampf mehr als tausend schwäbische Städte und Dörfer in Flammen aufgelodert waren, in vernichtender Schlacht bei Dörfflingen siegreich den Städtebund zu zertrümmern. Neben diesen beiden gigantenhaften, wild hinrasenden Kriegsfurien, die um die Mitte der achtziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts über alles im Südwesten des Reiches ihre bluttriefenden Geißeln wegschwangen, tobte, trotz Kaiser Wenzels Satzung und Acht, in jedem Thal um Burgfelsen und Stadtmauern die Einzelfehde weiter, und zum ersten Mal mischten in das Eisengeklirr da und dort die neuen Feuerrohre ihren Aufblitz und ihr fremdartiges Gekrach hinein. Schmetternd ging am hellen

Tag die wilde Jagd über jeden Winkel des alten schwäbisch-alemannischen Gau's; Raub, Mord und Brand hinterließen die Hufspuren ihrer gluthschnaubend gespenstischen Mähren. Ueber die Berge, über Felswildniß und schwarze Urwaldsgründe hin wüthete ihr Gestampf, wie durch korn- und rebenreiche Thäler. Und in unmenschlicher Verwilderung reckten die Sold- und Waffenknechte jedes Herrn und Hauptmanns nach allem Lebendigen und Todten, das ihnen Leibesgenuß verhieß, die gewaltthätig-schonungslos gierige Faust.

Da kam am Sommerabend solch' ein zügellos umschweifender Trupp am östlichen Schwarzwaldrand durch den Hochlandsgau herab, der aus uralten Tagen den Namen der „Baar“ trug. Auf eigene Hand sengend und plündernd, war der wilde Haufen von den festen Mauern der Stadt Villingen mit zerbeulten Köpfen davongeschickt worden und hatte sich südwärts herübergewälzt. Grimmschnaubend und hungrig zog er über das weithin menschenleere Hochgefild den gen Mittag weißglimmernden Alpenköpfen entgegen, auf Löffingen zuhaltend, dessen Mauer und Wehrkraft minder trotzige Aufnahme-Aussicht bot. Doch die Landfremden verliefen sich in den dichten, nur mühsam durchquerbaren Tannendickichten, zwischen denen sich

zahlreiche, tiefeingeschnittene Wasserläufe ihrer Richtung immer auf's Neue entgegensetzten; mit Schwertern und Aexten sich Bahn hauend, irrten sie weglos in der unbewohnten Gegend, steil an felsigen Thalwänden hinunter und drüben, ächzend und fluchend, in gleicher Weise wieder empor. So drehten sie sich westlicher, dichter gegen die hohen dunklen Schwarzwaldkuppen hinan, um an den Oberläufen der engen Flußthäler weniger beschwerlich den Uebergang und die von Löffingen nach Neustadt auf dem Wald führende Straße zu gewinnen. Da, als sie wiederum eine Anhöhe überklettert, öffnete sich vor ihnen im Beginn der Dämmerung eine kleine Mulde und ließ sie in laut brüllenden Jubel ausbrechen. Seit der Morgenfrühe lag zum ersten Mal eine Ortschaft ihnen zu Füßen; ein weißes Kirchlein, braunbedacht, hob sich aus dem grünsaftigen Grund; die rothbraune helmdachförmige Haube des schlanken Thurmes strahlte sie freundlich im letzten Abendglanz an. Unweit davon dehnte sich ein ziemlich umfänglicher, klosterartiger Bau hin, dem in einiger Entfernung jenseits der hellen Wasserrinne in der Thalmitte ein zweiter von völlig gleicher Gestaltung gegenüberstand. Der Wald stieg von allen Rändern des ringsumschließenden

Höhenkranzes bis dicht an die Gebäude nieder; da und dort blickte zwischen dem Gezweig noch das Dach einer vereinzelt weiter hinaus und am Gelände hinauf errichteten Behausung hervor. Der kleine Ort lag in merkwürdiger Einsamkeit, es schien fast, als führe kein Weg zu ihm hin. Aber eine tiefe Friedensstille der ernsten Nadelwipfel auf den Berghängen umgab ihn; nur die Glocke des Thurmes schlug jetzt ein abendliches Geläut an, und man sah von fern drunten kleine dunkelgewandete Gestalten, aus den Thüren hervorkommend, langsam der Kirche zuwandern.

Doch nach dem lechzenden Aufheulen des waffenklirrenden Raubvolkes droben auf der Höhe sollte der Frieden unten nicht lange mehr andauern. Dort gab's zweifellos Keller und Vorrathskammern und, wie der Blick zeigte, keine Schutzmauern drumher; ja als eine klösterliche Ansiedelung erschien's, die noch mehr, wohlgefüllte Truhen, silbernes und goldenes Kirchengeräth erwarten ließ. Ungestüm vorwärtsdrängend, stürmte der Troß nach flüchtigem Anhalt am Abhang nieder, und jetzt kam ihm auch etwas Lebendiges, seine Gier wild aufstachelnd, nah in den Weg. Aus dem Busch hervor trat eine ganz schwarzgekleidete Gestalt, der lange, bis zu den Füßen her-

unterfallende Mantel ließ nicht unterscheiden, ob eine männliche oder weibliche, und ebensowenig der völlig mit einer Gugelkappe verhüllte Kopf. Nur die geringe Leibeshöhe und Schmächtiges des Gliederbaues durften kaum täuschen, es sei ein Weib und sein Wohnsitz drunten ein in die Einsamkeit der Baar hinausverlegtes Beguinenhaus. Das überstieg noch jede frohlockende Voraussicht des Haufens auf Vollbefriedigung aller Gelüste; gleich einem gierigen Wolf konnte er unter die wehrlose Schafheerde hineinbrechen. Die Vordersten stürzten lechzend auf die erste sich ihnen darbietende Beute zu, sie zu erhaschen; das Geklirr schlug der schwarzen Gestalt in's Ohr und sie drehte sich offenbar verwundert um. Doch auffälliger Weise ganz ruhig, sie machte keine Bewegung, zu entfliehen, sondern stand furchtlos den auf sie Losstürmenden entgegengewendet. Das weckte dem am nächsten Herangekommenen Bedenken über den Werth seines Fang's, und er schrie sie an: „Schlottert Dir die Haut schon verschrumpft um's Gebein?“ Oder bist Du eine lustige Seelnonne, die mit dem Teufel zu tanzen weiß?“

Die Befragte blieb noch gleich reglos, nur unter ihrer Kapuze hervor klang mit einem hohlgedämpften Ton die Antwort:

„Wer seid Ihr? Wollt Ihr drunten unsere Gäste sein?“

Die Stimme gab keine Auskunft, ob sie einem Manne oder einem Weibe angehöre, nur sonderbar begleitete sie, wie es schien von einer Armbewegung der Gestalt ausgehend, ein knarrend-klapperndes Geräusch, dem einer auffliegenden Schaar Heuschrecken ähnlich. Unwillkürlich stutzte der Fuß des Kriegsknechtes, einen Augenblick anhaltend, zurück, und sein Mund stieß heraus: „Weis' Deine Fratze her, und sind schon Krähenfüße drüber, so fahr' in die höllische Bratpfanne!“

Er riß mit der Rechten sein Schwert von der Hüfte, während seine Linke sich nach der schwarzen Kopfgugel ausreckte. Doch kam eine Hand unter dieser ihm zuvor; mit weißem, dickem Wollenhandschuh bedeckt, hob sie sich aus dem Kuttengewand herauf — das seltsame Geklapper scholl lauter dazu — und im Schimmer des Dämmerlichtes schlug sie die Kapuze vor dem Gesicht auseinander. Mißtönig sprach's dazu: „Wenn Du mich sehen willst —“

Mit einem Blick starrte der gierig Erwartungsvolle in bloßgelegte Gesichtszüge, die auch so nicht kundgaben, ob Mann oder Weib. Dann taumelte er

rückwärts, die Hand fiel ihm mit der gehobenen Waffe herunter, von seinem Mund brach es: „Satan —!“ Er drehte sich, stürzte keuchend den ihm Nachdrängenden bergan wieder entgegen und schrie ihnen etwas zu. Jählings stockte davor jedes Knie im Lauf, und ein fürchterliches Fluchgebrüll wälzte sich aus allen Kehlen zusammen. Doch im nächsten Augenblick machte die ganze Rotte kehrt, stob, wie von Furien gejagt, in den Wald hinein, den Athemzug verhaltend, strauchelnd, rasselnd und prasselnd gleich einem Wildsaurudel durch's Dickicht davon. Nur die schwarze Gestalt blieb einsam zurück. Sie hatte allein den fast hunderköpfigen waffenklirrenden Troß in wilde Flucht geschlagen, die Wohnstätten drunten vor ihm behütet. Doch ihre Haltung legte kein Staunen, kein freudiges Gefühl darüber an den Tag; gleichgiltig sah sie kurz durch den schmalen Augenschlitz der wieder zusammengezogenen Gugelkappe den Flüchtigen nach und schritt zu dem ernst-feierlich fortdauernden Geläut der kleinen Gebirgskirche hinunter.

V.

In der That führte kaum ein wahrnehmbarer Weg, nur ein enger, verwachsener Schluchtpfad durch tiefe Waldnacht in das abgeschlossene, weithin von menschenleerer Oede umgebene Muldenthal hinein. Doch auf diesem Pfad kamen am Morgen des nächsten Tages zwei Wanderer in absonderlicher Weise daher. Merkbar gehörten sie als Gefährten zusammen und der erstere, ein schon Bejahrter in priesterlicher Gewandung, bildete den Führer des hinter ihm drein Folgenden. Doch hielt der Letztere sich achtsam stets mindestens um zehn Schritte zurück, und nur ein kurz zugerufenes Wort klang ab und zu aus solcher immer gleichen Entfernung zwischen ihnen hin und her. Der in bürgerlicher Kleidung Nachwandernde trug ein grobes, über Nacken und Brust herabhängendes Wollentuch

ganz um den Kopf gezogen; nur ein paar kleine Löcher darin verstatteten ihm, zum Innehalten des Pfades vor sich nieder zu sehen. Die Beiden kamen nach mehrstündigem Gang von Löffingen herüber, der Wald schwand nun und die braune Dachhaube des Thurmes stieg dicht vor ihnen auf.

Hier hatten sie sichtbarlich ihr Wegziel erreicht, still lag der Platz umher in der Sonne, doch alsbald nach ihrer Ankunft begann eine seltsame Regsamkeit. Sie besaß etwas Geisterhaftes; in dem goldenen Licht tauchten aus den beiden großen Gebäuden, zur Rechten und Linken des Wasserlaufs lautlose schwarze Gestalten hervor, alle völlig gleicherweise vom Scheitel bis zur Sohle von langen Gugelmänteln verhüllt und die Hände mit weißen Wollenhandschuhen bedeckt tragend. Nur der durchschnittliche Unterschied der Körpergröße ließ vermuthen, daß vom einen Hause männliche, vom anderen weibliche Bewohner heranschritten und vor der Kirche zusammentrafen. Ohne Ton reihten sie sich zu den Seiten der Thür auf; dann folgten sie dem Geistlichen und seinem Weggenossen in's Innere hinein. Ein kahler, vollständig schmuckloser Raum war's, nur ein abschreckend mit Blutgerinnsel überdecktes Cruzifix ragte über dem Altar.

Vor diesen begab sich der Priester, während sein Begleiter allein in der leeren Kirchenmitte stehen blieb. Doch jetzt traten zwei der Vermummten an ihn heran, zogen ihm den Rock vom Leibe und bekleideten diesen mit langem, schwarzen Gewande gleich dem ihrigen; darnach streiften sie, ihn zwischen sich haltend und bergend, rasch ihm das Wollentuch vom Kopf und ließen denselben blitzschnell wieder unter einer übergeworfenen Gugelkappe verschwinden, die zwei weiße, wollene Hände aufgenäht auf der Stirn und dem Brustüberhang trug. Alles geschah stumm, und stumm blickten die Zuschauer von den Wänden her durch ihre engen Augenschlitze drein; nur die Glocke vom Thurm läutete dazu.

Dann aber erhob der Geistliche plötzlich seine Stimme: „Requiem aeternam dona eis“ — und eine Missa pro defunctis, eine Todtenmesse hub an. Düster hallten, vom dumpfen Gesang der unheimlichen Gemeinde erwidert, das Kyrie — Dies irae— Sanctus, Osanna, Benedictus — Agnus Dei und Lux aeterna durch den rückhallenden Raum; als das Requiem schwieg, ergriff der Priester eine bereitliegende Schaufel mit Erde und warf diese dem schwarz Eingekleideten wie einem bestatteten Leichnam auf die Füße. Dazu über-

reichte er demselben eine am kurzen Stab befestigte Klapper, zugleich zog jeder der Anwesenden ebensolche aus dem Gewand hervor, und kurze Weile erfüllten alle die Kirche mit einem lauten Zusammenklang des schwirrenden, knarrend-rasselnden Ton's, der gestern den Fuß des Kriegsknechtes plötzlich zum Stocken gebracht. Dann ward es wieder todtenstill, und der Geistliche sprach vom Altar:

„Deine Seele habe ich der ewigen Barmherzigkeit gegeben, aber Dein Leib ist ausgestoßen von ihr vor dem Angesicht des Himmels und der Erde. Ein Todter bist Du den Lebendigen, Dein Name ausgelöscht unter den Menschen. Wie die Schlange sich verräth durch Gezische, so sollst Du Deine Nähe kundthun durch die Klapper, auf daß vor Dir entfliehen kann, wer Deinen Weg kreuzt. Bei der Strafe tödtlichen Gerichtes sollst Du keine Schwelle überschreiten, als Deines Hauses und derer, die Dir gleich sind. Du darfst Deine Lippen nicht auf den Quell bücken, noch an den Becher des Brunnens; nicht herannahen sollst Du der Wohnung des Müllers, dem Kaufladen des Bäckers und des Fleischers. Was Du begehrst, darfst Du nicht mit der Hand rühren, nur deuten mit dem Ende Deines Stabes. So Du eine der Satzungen

brichst, die auf Dir liegen, wirst Du ohne Recht und Schutz sein, gleich dem tollwüthigen Hunde, den man auf der Straße erschlägt. Denn Du bist giftbeladener denn er, und Deines Mundes Athem ist wie die Pestilenz. Hebe Dich hinweg, Ausgestoßener aus der Menschengemeinschaft und birg Dich im Dunkel, daß Du Dein ewiges Heil finden mögest durch die Gnade Gottes!“

Die unheimlich-räthselvolle Ceremonie hatte ein Ende genommen, der Priester durchschritt geschlossenen Mundes hastig die Kirche, zog vor der Thür mit tiefem Athemzug die Luft ein und eilte, ohne sich umzublicken, wieder dem Waldpfad zu, der ihn gebracht. Schweigend entfernten sich diejenigen, die nach ihrem kleineren Körpermaß als Frauen erschienen, dem Gebäude jenseits des Baches zu; die Uebrigen führten den nun der Gemeinschaft Angehörigen zur anderen Wohnstätte davon. Auf dem Wege strauchelte einer der Fortschreitenden, griff mit der Hand, sich zu halten, seitwärts, und wie bei der Bewegung seine Gugelkappe vorn flüchtig auseinanderklaffte, tauchte aus dem Spalt ein entsetzensvoller Anblick hervor. Nicht wie ein Menschengesicht, sondern eine unförmliche Masse, mit dunkelrothen Buckeln und Knollen überdeckt, zwischen denen sich weiße Narbenbänder in ausgefressene Tiefe hinein-

zogen. Verzerrt und stier sahen die brauen- und wimperlosen Augen aus ekelregend durchschrundeten Höhlen; es war ein vom fürchterlichsten, dem unheilbaren knolligen Aussatz Befallener, gleich Allen, die ihn umgaben und dem, welchen der Priester eben für immer aus der Menschengemeinschaft hierher ausgestoßen.

VI.

Ein Schicksalsloos so furchtbarer Art, wie kein anderes. Wohl war die grauenvolle Krankheit schon im Alterthum unter den Griechen und Römern bekannt gewesen, doch zu massenhafter Ausbreitung hatten sie erst die vom Morgenland heimkommenden Kreuzfahrer in's Abendland verschleppt. Dort unter den Völkern Asiens saß sie einheimisch seit uralten Tagen; das Buch der Juden gab schon ausführlich Kunde von ihr in den wilden Wehklagen, mit denen Hiob im Lande Uz der Mutter fluchte, die ihn geboren.

Seitdem war durch zwei Jahrhunderte in allen Ländern Europas die Zahl der Aussätzigen in's Ungeheure angewachsen, und die verschiedenen Formen des fressenden Hautübels hatten überall, auch in Deutschland Wurzel geschlagen. Die vollständig unwissenden

„Phisici“, die sich nur zum Hohn „doctores“ benannten und ihrem Betrieb den Namen „Arzneikunst“ beilegten, standen dem großen Unheil mit gleicher Rath- und Hilflosigkeit gegenüber, wie ihre kurpfuschenden und quacksalbernden Collegen in Klosterzellen und Baderstuben, auf Märkten und Straßen. Der von der „Miselsucht“ Befallene war unheilbar, bedrohte Jeden, der in seine Nähe gerieth, mit Ansteckung und ward nicht minder gefürchtet, als der Pestbehaftete. Der verlotterte Waffenknecht hatte sich gehütet, trotz seiner Wuthenttäuschung das Schwert in die Brust des aussätzigen Weibes zu stoßen, denn ein Tropfen ihres Blutes an der Klinge hätte sie an ihm zu rächen vermocht.

So zwang die grimme Noth in allen Ländern die noch Gesunden zum Selbstschutz, und jede Stadt, jedes Dorf, jedes Haus griff nach ihm. Schonungslos, unerbittlich trieb man den von der Krankheit Gepackten aus der Gemeinschaft der Uebrigen davon, zum Thor hinaus, in die Einsamkeit, in Wald und Wildniß; er mochte sehen, wo er blieb, wie er sein elendes Dasein fortfristete. Kein Alter, kein Rang, Besitz und Name schützte vor dieser Ausstoßung; lebendigen Leibes warf man ihn wie einen faulen Thierleichnam in's Dickicht,

marterwoller Tod bedrohte seine Rückkehr. Doch die von wilder Angst geborene Grausamkeit erhielt gemach eine Schwester am Mitleid und eine zweite noch an besinnender Vernunft. Die letztere erkannte, daß die Gefahr, der man entgehen wollte, durch die Bevölkerung aller Straßen und Wege draußen vor den Thoren mit Hunderttausenden von Aussätzigen noch erhöht ward; so verband sich behutsames Erwägen mit der Antheilnahme an dem Jammergeschick der Unglücklichen, gemeinsame Asylstätten für sie zu schaffen. Wie alles im Mittelalter sich in Genossenschaften gliederte, entstand gleichsam auch eine Zunft der Aussätzigen, die nicht in den gewöhnlichen „Siechenhäusern“ untergebracht werden konnten, sondern man errichtete allerorten, möglichst weit von den Städten abgesondert, eigene Gebäude und Gehöfte für sie. In Deutschland hießen diese „Leprosenhäuser“, „Misellarien“, oder wurden auch nach der italienischen Bezeichnung „Lazaretti“ genannt; solcher gab es im 13. Jahrhundert auf christlicher Erde bereits über zweihunderttausend. Vielfache Orden wurden gestiftet, deren Mitglieder sich ausschließlich der Pflege und Tröstnng von „Leprosen“ widmeten; die überall verbreiteten Beguinenschwestern gaben sich gleichfalls zahlreich diesem frommen Thun

hin, und nicht selten suchten vornehme Frauen ihr Seelenheil darin, sich in der schwarzen Beghardenkutte jenen zu gleichem christlichen Liebeswerk beizugesellen. Höchste Entsagung alles Irdischen sprach daraus, weit noch über das Klostergelübde hinausreichend, denn wer dergestalt das Leprosenhaus einmal betreten, durfte es nicht wieder verlassen, so wenig als seine Insassen selbst zur gesunden Menschengemeinschaft zurückkehren. Ueber kürzer oder länger fielen die Meisten der Ansteckung ebenfalls anheim; täglich ward jeder von den ersten Vorzeichen des Krankheitskeimes in ihm selbst bedroht. So war auch er todt für die Welt, wie sein Aufenthaltsort einem in weitem Umkreis von allem sonstigen Leben scheu gemiedenen Pestilenzherde glich. Nirgendwo wäre für Solche, die vom Recht und Gericht verfolgt wurden, eine unfehlbarer sichere Zuflucht gewesen; aber die „Friedlosen“ und Vogelfreien, Räuber und Mörder fürchteten Galgen und Rad weniger als die Schreckensstätte der Aussätzigen.

Ein derartiges Leprosengehöft war die weltabgeschiedene Ansiedlung um die weiße, braunüberdachte Kirche. In tiefe Einsamkeit gebettet, lag es ungefähr in der Mitte zwischen Löffingen und Neustadt, beiden

Orten dienend, doch südlich von der Wegstraße im Thal eines kleinen Zuflusses des Röthenbachs, nicht weit mehr von der Stelle, wo dieser in die dunkelwilde Schluchtschrunde der Wutach hinabfiel. Fromme Stiftungen hatten schon vor einem Jahrhundert den Bau der Kirche und der Häuser, sowie die Beschaffung des Lebensunterhaltes für die Bewohner ermöglicht. Die beiden großen Gebäude dienten zur räumlichen Auseinandertrennung der Männer und Frauen, obwohl, wie diese in ihrer äußeren Erscheinung keinen Unterschied boten, ihrer Wohnungsscheidung kaum mehr ein Sittengebot zu Grunde lag. Denn hier gab es kein Geschlecht, nicht Versuchung und Begehren, sondern nur hoffnungsloses Elend, quälender Schmerz, Verzweiflung und Todeserwartung; der Abscheu, den jeder vor sich selbst empfand, wandte sich in gleicher Weise von dem Anderen, vielleicht noch stärker, weil keiner seine Leidensgenossen von Angesicht kannte und die einbildnerische Vorstellung sie sich hinter der Kapuze noch abschreckender gestaltete. Niemals entblößte Jemand den Kopf oder legte die dicken wollenen Handschuhe ab, als in seiner einsamen Zelle; draußen schritten Alle stets nur in der dichtverhüllenden Gugel nebeneinander, durch die beim Gespräch die Stimme

dumpf murmelnd, oft nur halb verständlich hervorklang. Zumeist indeß scheuten sie die Geselligkeit, zogen sich allein in die Waldtiefen zurück. So hausten sie, ungefähr ein halbes Hundert in jedem der beiden größeren Gebäude; außerdem gehörten noch zehn oder zwölf vereinzelt belegene Häuschen und Hütten zur Aussatzgemeinde. Leute, welche einige Geldmittel besaßen und für sich zu wohnen begehrt, hatten sich ihre Unterkunftsstätten an den Berghängen erbauen lassen oder diejenigen Verstorbener angekauft; so sahen da und dort ihre aus rohen Stämmen gefugten Dächer hervor oder man traf unvermuthet noch auf eines in weiterer Entfernung unter den dunklen Tannenwipfeln. Das war die ursprüngliche Art solcher Ansiedelungen in der Wildniß gewesen, deren Zufluchtswinkel man stellae, mansiones oder cucurbitae leprosorum benannt.

Nun war es im Junimond, und die Blumen der Baar standen in freudiger Blüthe. Besonders dort, wo der dichte Wald aufhörte und das kleine Thal sich zum Ursprung seines Baches hinanzog. Hier deckte den Boden kurze Grasnarbe, vom grauen Felsgrund durchbrochen; einzelne Tannen und Kiefern spreiteten ein Schattendach darüber, die Stille durchklang allein

das leise Geplätscher des blinkend über Steinrippen niederhüpfenden Quells. Es war nur eine geringe Anhöhe, doch sie bot nach allen Seiten die weit-unermeßliche Rundschau der meisten welligen Erhebungen auf der Baar. Unter einer der Kiefern, deren rothbraunes Geäst von den letzten Strahlen der Abendsonne überflossen ward, stand einsam eine hochwüchsige Gestalt im Leprosenmantel und hielt den Blick in die Ferne hinausgerichtet. Doch nicht nach dem zauberisch-geheimnißvoll in einem rothen Schimmer aufleuchtenden Schneefeldern und Firnen der Alpenkette, sondern die Kopfhaltung ließ erkennen, daß die Augen weiter gen Osten hinübergingen. Fraglos wies das Körpermaß auf einen Mann hin.

Dann fuhr er einmal plötzlich, wie aus Gedanken aufgeschreckt, herum, denn hinter ihm fragte eine Stimme: „Wonach siehst Du?“

Nicht von ihm bemerkt, war Jemand in der gleichen Tracht herangekommen; die mittlere Größe ließ das Geschlecht im Zweifel, doch durch die dämpfende Gugelkappe erschien der Stimmenklang als ein weiblicher, und etwas anderes noch sprach dafür. Die mit weißer Wolle überzogene Hand hielt einen von

ihr gesammelten Blumenstrauß, und solchen Antrieb besaß nur ein Weib.

„Wonach siehst Du?“ fragte sie, der Anrede gemäß, deren Alle sich untereinander bedienten.

Nun blickte er sie an, und ihm war's, als ob er sie aus der Menge unterscheide und sie schon einmal so mit Blumen in der Hand hier auf der stillen Höhe wahrgenommen habe. Er antwortete: „Ich sah nach den Bergen.“

Sie hatte sich, wie's der Brauch war, ihm nur auf drei bis vier Schritte genähert, und es schien, daß sie den Athem verhalte, um seine Erwiderung besser herüber zu vernehmen. Darnach hob sich schweigend ein paar Mal die Brust auf und zurück, eh' sie entgegnete: „Aber nicht nach denen, obwohl sie schöner sind,“ und ihre Hand deutete gegen die tiefer roth aufglühenden Schneezacken.

„Nein,“ versetzte er kurz; Ablehnendes, ihr weiter Rede zu stehen, klang daraus.

Doch sie blieb, in die Richtung schauend, die seine Augen zuvor innegehalten. Und nach abermaligem kurzem Verstummen sprach sie: „Ich komme fernher vom Westen, mir sind alle Berge hier fremd. Was

sieht dort so dunkel absonderlich herüber gleich dem Thurm einer Burg?"

Dazu streckte sie wiederum die Hand, auf etwas nach Südosten weisend, das sich eigenthümlich über die Abdachung des Hohen Randen-Gebirges heraufhob. Der Befragte gab Antwort: „Das müßte ein Thurm, von Riesen in den Himmel gebaut, sein. Es ist der steile Felsberg Hohentwyl drüben im Hegau."

Wider seinen Wunsch und Willen, schien's, hatte er noch einmal auf die Frage entgegnet, denn er setzte beim letzten Wort den Fuß davonschreitend vor. Seitwärts neben ihm that sie das Gleiche, vom Schwarzwald her strich der Abendwind durch die Tannen. Ohne weiter zu reden, gingen sie; dann kam's ihm, daß er ihr durch sein schroffes Abweisen Kränkung angethan haben möge, und er sprach zu ihr hinüber: „Hast Du die Blumen gern? Mich däucht, ich sah Dich schon einmal solche hier suchen."

„Ja, es ist kein Platz, wo sie schöner wachsen, darum kam ich herauf." Kurz hielt sie inne und fügte darauf nach: „Aber wenn es Dir unlieb ist, so will ich nicht wieder hierher kommen, wo Du allein zu sein wünschest."

Das gab zu erkennen, sein Benehmen habe ihr

weh gethan, und er erwiderte rasch: „Ich besitze nicht mehr Recht auf diese Stelle, als Du. Wenn es Dir gefällt, sie zu besuchen, wollen wir uns darein theilen, sie hat ja Raum für uns beide. Zürne mir nicht, daß ich Dich vorher gekränkt habe, ich hatte bittere Gedanken, als Du mich ansprachst. Uns hat gleiches Geschick betroffen, und die Ausgestoßenen sollen sich untereinander zum Trost gereichen. Nenne mir darum Deinen Namen, den Du unter uns führst, damit ich nach ihm fragen und Dich daran wiedererkennen kann. Zwar mich däucht, als vermöcht' ich's auch so mit dem Blick."

Die Stimme des Sprechers klang nicht deutlich hervor, doch die Worte ließen nicht anzweifeln, ihre Absicht sei eine freundliche. Wer in ein Leprosenhaus eintrat, nahm seinen Geschlechtsnamen, an den er kein Anrecht mehr hatte, nicht mit dorthin, sondern nur unter einem Rufnamen, den er sich beigelegt, war er der Gemeinde bekannt. Darauf bezog sich die am Schluß hinzugefügte Aufforderung, und die Befragte versetzte: „Ich werde Notburga genannt."

Er gab zurück: „Die Behüterin in der Noth — das klingt gleich einem Namenshohn auf die eigene Noth, vor der Du Dich nicht behüten gekonnt."

Da er stumm weiter ging, klang nach einigen Schritten ihre Stimme durch die Gesichtshülle: „Willst Du mir nicht sagen, wie Du Dich benennst?“

„Devotus,“ erwiderte er kurz. Kein wirklicher, bräuchlicher Name war's, sondern offenbar ein solcher, den er selbst für sich geschaffen. Es hieß „der in sein Schicksal Ergebene“, doch war doppelsinnig, denn es konnte auch „einen Verfluchten, rächenden Göttern Ueberantworteten“ bedeuten.

Sie hatten den Wald erreicht und ein Stück desselben durchschritten; nun hielt er den Fuß an. Nah dem Rand des in kleinen weißschäumenden Stürzen zu Thal eilenden Gewässers sah, von alten Kiefern überwölbt, eine einfach, doch sauber und nett zusammengefügte Hütte auf; sie besaß Freundliches, durch eine Lichtung gen Osten mußte die Morgensonne auf sie hereinfallen. Notburga fragte, da ihr Begleiter stehen blieb: „Wohnst Du hier?“

„Ja; sei Gott befohlen!“ entgegnete er. Sie zögerte einen Augenblick, dann trat sie gegen die Thür des Häuschens hinan, befestigte ihren Blumenstrauß am Gebälk und sprach dazu: „Darf ich Dir sie lassen? Sie bleiben hier besser in ihrer Heimat, als drunten bei mir.“

Es war zaudernd gefragt, Ungewißheit drückte sich darin aus, ob er nicht Widerwillen vor den Blumen empfinde, die ihre Hand gepflückt und getragen. Doch er antwortete: „Du vergiltst mir meine Rauhheit sanfter, als sie verdient hat. Ich werde meines Unrechtes, das ich an Dir beging, bei dem Anblick gedenken. Schlaf und Vergessenheit Deines Leides komme zur Nacht über Dich!"

Der Kopf Notburga's machte eine verneinende Bewegung, und sie erwiderte: „Deines Wortes Meinung ist gut, doch es wünscht mir nichts Gutes. Wer im Schlafe vergißt, den trifft sein Unglück neu, wenn er aufwacht, und jeder Morgen schlägt ihm frische Wunde seiner Qual."

„Du hast recht, so geschah's mir schon. Mein Wort war unbedacht; der Schlaf lösche uns nicht das Gedächtniß, doch er lege mildernde Hand auf Deine Augen."

„Hab' Dank. Dir thue er Gleiches!"

Sie ging abwärts davon; als die Baumstämme sie verdeckten, wandte sie noch einmal den Blick nach der einsamen Waldhütte um. Eine menschlich-freundliche Annäherung des Gemüths hatte sich zwischen den beiden Leidensgenossen geknüpft; auch der droben

Zurückgebliebene empfand es und zugleich, daß seine Weggeleiterin nicht von niederer Art und Herkunft sei. Ihr geistiges Wesen, der Ausdruck, den sie ihren Gedanken gab, sprachen von anderem Stande, als dem der großen Mehrzahl drunten in den gemeinsamen Häusern; sie suchte offenbar nach Jemand, der ihrem Fühlen und Denken näher stehe, mit dem sie dann und wann einen tröstlich-beschwichtigenden Austausch halten könne. Es kam Devotus zur Erinnerung, daß er sie schon ab und zu wahrgenommen — woran er sie unterschieden, wußte er nicht — doch er hatte gesehen, wie sie öfter einen aus der Gemeine angesprochen, so wie heut' ihn. Die Angehörigen des Frauengebäudes mochte sie als der untersten Volksmenge entstammend erkannt haben, und sie stellte eine Prüfung an, ob sie unter den Männern irgendwo das finde, wonach das Anschlußbedürfniß ihrer Seele und ihres Geistes Verlangen trug.

Der Bewohner des abgelegenen Waldhauses trat auf die Thür desselben zu, zog aus dem von Notburga zurückgelassenen Strauß einen dicht mit Blüthen gekrönten Staudenzweig duftender Minze hervor. Als biete sie sich seiner Hand entgegen, so ragte sie aus den übrigen Blumen, und er schien ihr besonders zu-

gethan. Nun setzte er sich unweit seiner Behausung auf eine kleine Holzbank, die er sich am Rand des Quells hergestellt. Die Dämmerung fiel herein, plätschernd murmelte das Wasser unter seinen Füßen, und leise zog der Geruch der Minze durch seine Kapuze zu ihm herauf. So saß er geraume Zeit lang reglos in Gedanken versunken, nächtliches Dunkel legte sich um ihn. Aber in diesem machte er einmal eine plötzliche Bewegung der Hand, welche den Spalt seiner Gugelkappe öffnete und die Blüthe an sein Gesicht heraufschob. Unwillkürlich durchrüttelte ein Schauder ihm die Glieder, doch dann athmete er den Duft der Blume, trotz der Hand, die sie gepflückt und getragen, in tiefen Zügen ein.

Er, der sich den Namen Devotus beigelegt, war vor zwei Jahren, schon mit der Tracht der Aussätzigen bekleidet, in die Leprosengemeinde gekommen und hatte sich das leerstehende Haus droben am Bergrande gekauft. Mehr als jeder andere hielt er sich vom Verkehr mit seinen Unglücksgefährten fern, ging nur zur Kirche hinab, um sich drunten das Unentbehrliche für seinen Lebensunterhalt zu beschaffen. Merkbar war's, daß er schwer litt, die Krankheit des Leibes schien noch mehr sein Gemüth mit unheilbarem Siechthum be-

fallen zu haben; einem zu Tod verwundeten Wild gleich suchte er die tiefe Einsamkeit. Ob im Sommer oder Winter verbrachte er seinen Tag abgeschieden im Wald, selbst der eisigste Frost ließ ihn nicht die gewärmte Stube unten im allgemeinen Hause aufsuchen. Wenn die Sonne schräg zum Schwarzwald niederging, stieg er alltäglich nordwärts von seiner Behausung zu der stillen Anhöhe hinauf und blieb dort, immer gen Osten hinausschauend, bis das Zwielicht grauen Schleier über die Weite legte. So hatte er bis jetzt unterschiedlos sein Dasein verbracht, ein Elender, der sich gleichsam noch von den Ausgestoßenen ausstieß.

Zum erstenmal jetzt flüchtete er nicht scheu vor dem Zusammenverweilen mit einem seiner Leidensgefährten von dannen, sondern der absinkende Tag gewahrte ihn stets neben Notburga an der Stelle, wo sie ihn zuerst angesprochen. An beiden hatte sich das alte Wort als wahr bewährt, es sei ein Trost, im Unglück Genossen zu haben; mehr aber noch war ihnen zur Erkenntniß gekommen, sie seien von Gleichartigkeit und Einklang ihres inneren Wesens aufeinander hingewiesen, sich wechselseitig durch Austausch ihrer Gedanken eine Stunde lang zu halbem Vergessen ihrer

Trostlosigkeit zu bringen. Auf den grauen Felsrippen saßen sie in der Abendsonne stets durch die gleiche Entfernung getrennt, denn was körperlich an ihnen war, belastete der Fluch und hielt sie von einander gescheucht. Doch über diese Scheidung hin knüpfte sich von Tag zu Tag mehr ein geistiger Verband zwischen ihnen, und merklich trachteten beide in gleicher Weise nach der vorabendlichen Zusammenkunft. Ueber sich selbst, ihre Abkunft und Vergangenheit schwiegen sie, als habe wirklicher Tod jede Verbindung mit dem, was sie vormals in der Welt gewesen, durchschnitten; Devotus wußte von seiner schwarzverhüllten Genossin nichts, als daß sie erst vor einem Jahr als Jungfrau von dem Uebel befallen und im Beginn des Frühlings hierher gekommen sei. Aber klar trat ein Bild der Weiblichkeit in ihrem Innern vor ihn hin, Sanftmuth und doch ein sicherer Sinn, Klugheit nnd eigenes Denken in Gemeinschaft mit warmem Gefühl für das Schöne und Werthvolle des Menschendaseins. Sie hatte einen Unterricht empfangen, wie er ihrem Geschlecht nur selten zu Theil ward, denn sie verstand zu lesen und zu schreiben und trug manche Lieder berühmter Minnesänger im Gedächtniß. Die kannte er ebenfalls genau; so klangen manchmal durch die ein=

same Stille auf der Höhe wechselnd die Stimmen beider, wie sie ein Gedicht Herrn Walthers von der Vogelweide, Heinrichs von Veldeck oder von Morungen, Rainmars des Alten und des von Kürenberg sprachen. Traumhaft lag im Abendlicht die Wunderweite der Welt um sie her, der sie nicht mehr angehörten, und zuweilen vergaß Devotus eine Weile sein eigenes Elend, von tiefstem Mitleid über das seiner jungen Gefährtin schmerzvoll angefaßt. Seine Vorstellung suchte sich hinter ihrer Kapuze ein Antlitz zu gestalten, das in lieblicher Erscheinung mit ihrem Gemüth übereinstimme, und doch barg ihre Gesichtshülle ein Schreckgebild, und plötzlich dann legte seine Phantasie dies entsetzlich über das andere hin. Schon öfter hatte sich ihm etwas auf die Lippen gedrängt, das er scheu zurückgehalten, einmal aber brachte er die Frage hervor, ob sie vernommen, daß vor Kurzem ein wilder Kriegstroß das Asyl drunten zu überfallen beabsichtigt habe, indeß durch eine Zugehörige des Frauenhauses daran verhindert worden sei. Davon wußte sie gleichfalls, und zaudernd fügte er nach: „Warest Du es vielleicht — da Du viel einsam umhergehst — die uns vor der Gefahr behütet hat?“ Sie schüttelte den Kopf, aber sie hatte die Bedeutung, die sich unter der

Frage barg, verstanden, denn sie setzte ihrer Verneinung hinzu: „Ich war es nicht, doch ich hätte wohl die Bedrohung ebenso von uns abwenden gekonnt.“

Eines Tages kam sie um die gewohnte Zeit wieder mit einer Blume, die sie unterwegs gepflückt. Es war blühende Minze; er hatte ihrer schon geharrt und sprach, als sie herantrat: „Das ist Mentha. Liebst Du ihren Duft?“

Sie erwiderte: „Thust Du's auch?“ und er gab zurück: „Vor allen anderen. Als Du den Strauß über meiner Thür ließest, nahm ich sie draus hervor, mich an ihr zu erfreuen.“

„Willst Du es wiederum?“ Notburga setzte den Fuß weiter vor und streckte die Hand mit der Blume aus. Aber gleichzeitig fügte er seinen Worten nach: „Nein, nicht mich zu erfreuen, mein Elend noch schwerer zu fühlen.“

Sie war ihm noch nie so nahe gerathen, wenn ihre Hand sich weiter vorbewegte, reichte diese bis zur seinigen hinüber, und sichtbar durchfuhr ihr plötzlich ein Rütteln die Glieder. Sie ließ den Blüthenzweig fallen, trat rasch fort und setzte sich schweigend auf ihren gewohnten Platz. Stumm saß auch er; es hatte deutlich gesprochen, daß ein Schaudern sie bei der

Vorstellung, seine Hand zu berühren, überfallen und von ihrem unbedachten Thun abgehalten habe. Wie jeder der Lepra-Behafteten vor dem anderen, so bebte sie vor seiner leiblichen Nähe, der von ihm ausgeathmeten Luft zurück. Es war unüberwindlich, seine Phantasie that ihr das Gleiche.

Kurz verharrte er auf seinem Platz, dann stand er auf, hob die Minze vom Boden und nahm seinen Sitz wieder ein. Dazu sprach er, gleichmüthigen Tons, als sei nur Selbstverständliches geschehen: „Noch reicher blüht sie in meiner Heimat. Es mag Dich befremden, daß sie mich beglückt und mit bitterem Schmerz erfüllt; aber, eh' ich von dannen schied — um die Sonnenwende war's, wie jetzt — gab eine Hand sie mir zum Gedächtniß, und was auf der Erde mir lieblich und herrlich den Sinn bewegte, hieß ich Mentha."

Notburga hörte zu, den Kopf in den weißen Handschuh stützend; als er schwieg fragte sie:

„Deiner Mutter Hand?"

„Nein." Er hielt einen Augenblick inne, eh' er nachfügte: „Meine Schwester war's."

Dann saßen sie wortlos; der Abendwind summte, und die Sonne war hinter den Schwarzwald gesunken. Doch schien's täuschend, als komme sie im Osten schon

wieder herauf, dort über der schwarzen Thurmschroffe des Hohentwyl hob sich eine große, rothglühende Feuerkugel empor. Ihr hielten die Augen der beiden sich zugerichtet; vom Munde Notburga's klang es: „Gleich einer Brautfackel auf dem Felsgipfel ist's, den Du mir damals genannt."

Ihr Gefährte schrak zusammen und stand jäh auf: „Es ist Zeit zum Gehen für Dich." Sie verließen die stille Höhe, begaben sich nebeneinander abwärts, doch ohne zu reden. Nur bei der Trennung boten sie sich kurzen Gruß; es regte das Gefühl, als sei etwas Erkältendes zwischen sie gefallen. Devotus setzte sich noch auf seine Bank über dem Quell, aber das Dämmerungsgewebe um ihn ward nicht dichter, sondern allgemach heller, ein silbernes Geflimmer kam durch die Waldstämme. So saß er, den Duft der Minze einziehend; doch plötzlich überkam ihn etwas, daß er die Blume heftig von sich warf und rasch in seine Hütte hineintrat. Der heiße Tag hatte ihn ungewohnt schwer ermüdet; wie er sich auf seine harte Lagerstätte hingestreckt, fiel bald tief und fest der Schlaf über ihn. Die schwüle Luft des kleinen Gemaches wich nach und nach der hereinziehenden Nachtkühle, denn die Thür stand sorglos geöffnet; drinnen gab es nichts zu

getrieben, in's Innere hinein. Drinnen vernahm das Ohr leise, doch deutlich den Athemzug des Schlafenden; sie jedoch verhielt den ihrigen und trat auf den Zehenspitzen an das Lager, auf dem er nach Brauch der Aussätzigen auch bei Nacht in seiner Tageskleidung ausgestreckt ruhte. Nur die Kapuze hatte er um der heißen Luft willen zurückfallen lassen, so daß sein Kopf sich als ein hellerer Fleck über dem schwarzen Gewand abhob. Darüber bückte sich die von der Irrsinnsneugier weiter Getriebene hin, aber sein Gesicht lag abgewendet im Schatten und ließ nichts von seiner Krankheitsentstellung unterscheiden. Danach aber stand ihr offenbar der verrückte Sinn; sie bog sich unschlüssig zurück, als suche sie nach einem Rath in ihrem Gehirn. Dann fand sie etwas, ihre Hände schlugen sich mit einem klappenden Ton zusammen, und zugleich kauerte sie sich blitzschnell am Fuße der Lagerstatt zu Boden. Der Schlafende erwachte nicht, doch er warf seinen Kopf herum, und in der veränderten Lage fiel jetzt ein Streifen des Mondlichts über sein Gesicht. Langsam, Zoll um Zoll, reckte sich die Kapuze der schwarzen Gestalt wieder herauf, eine ihrer Hände fuhr plötzlich in die Höh' und preßte sich wie ein Knebel gegen ihren Mund. Ein Augenblick, da flog sie auf den laut-

losen Füßen schattenhaft jählings durch die Thür zurück, draußen abwärts den Häusern an der Kirche zu. Doch die Füße trugen sie nicht, sondern schwankten unter ihr, sie strauchelte und stürzte auf eine weiche Moosdecke hin. In die grub sie ihr Gesicht hinein und erstickte damit gewaltsam hervorbrechende Töne ihres Mundes, die gleich dem irren Lippenjauchzen einer Sinnbethörten aufklangen.

VII.

Als Devotus aufwachte, lag nicht mehr Mondglanz um seine Hütte, sondern die Morgensonne schüttete ihr Gold darauf. Seit Langem hatte er nicht so fest geschlafen, mit geöffneten Augen vor sich hinaussehend, mußte er sich besinnen, wo er sei. Dann kam's ihm und fiel auf ihn gleich einer athemerdrückenden Last. Unter den Elendesten der Erde war er, und es traf bei ihm zu, was Jemand gesprochen hatte, kein guter Wunsch sei's, daß der Schlaf Vergessen mit sich bringe. Denn den Erwachenden überfalle sein Unglück neu und schlage ihm frische Wunden seiner Qual.

Aber die Sonnenstrahlen trieben ihm zu Häupten ein so seltsames Spiel, daß sein Denken nicht bei der nächtigen Trübsal in seinem Innern beharren konnte. Es war, als rede ihr flimmerndes Geringel am Gebälk,

ihr Fliehen und Finden, Zerschweben und Umwinden eine unhörbare Sprache, der etwas in ihm selbst Antwort gebe. Doch vernahm und verstand er von dieser gleichfalls nichts, nur, er müsse geträumt haben und wisse nicht mehr, was. Eine Welle, die das Gedächtniß auch an das gestern erst Gewesene ausgelöscht, mußte zur Nacht durch seinen Kopf gegangen sein, denn wie er nun aufstand, lag die Minzenstaude vor seinem Lager am Boden, und er glaubte doch, sich zu erinnern, daß er sie am Abend draußen von sich geworfen habe. Warum doch? Weil sie eine andere gewesen, als die, an der sein Herz mit jedem rückgedenkenden Schlag selig und unselig hing. Sie hatte ihn betrogen und ihn plötzlich mit Schauder durchflossen; doch nun war's ihm wundersam, als sei sie dennoch dieselbe, nur welk geworden von der langen Zeit, die er einsam hier in der Waldhütte verbracht. Aber wie er sie aufhob, sandte sie ihm immer noch den gleichen Duft entgegen, und etwas Sinnberückendes zog aus diesem herauf. Es vermischte sich mit dem, was in der Nacht über ihn gekommen und unerkennbar noch in seinem Gefühl wie eine heimlich schwingende Saite fortbebte; vor seinen Sinnen nahm Alles heut' Morgen ein traumhaftes Gesicht an. Er gewahrte nicht das Wirkliche

um sich her, sondern schöne Gebilde seiner Erinnerung, einer einstigen Hoffnung und unlöschlichen Sehnsucht. Sie nickten und lächelten ihm zu, und obwohl er wußte, daß sie nur gaukelnde Truggestalten seien, in nichts zergehend, wenn er die Hand nach ihnen streckte, linderten sie doch seine Marter zu einer süßbetäubenden Schwermuth um. Es war Sonnenwendnacht gewesen, und sie mochte wohl holde Elfen ausgesandt haben, ihm im Schlaf solchen Zauberbalsam in die Seele zu träufeln.

So wanderte er den Morgen umher, gegen Mittag jedoch zwang ihn der Vorrathsmangel seiner Behausung und Bedürftigkeit des Leibes, zur Kirche hinunter zu steigen. Ein neuer Gast der düsteren Gemeinde war hier eingetroffen und ihr überliefert worden; er brachte mancherlei Kunde aus der Welt, die er vielen um ihn Stehenden mittheilte, und hinzutretend, vernahm auch Devotus noch Einiges davon. Der heilige Vater Urban hatte vom Lateran einen neuen, alle Thore der Hölle aufriegelnden Bannfluch wider den Felsen geschleudert, auf dem der heilige Vater Clemens zu Avignon thronte; König Wenzel saß auf dem Hradschin und holte reumüthig das Füllen und Ausleeren der Weinkannen nach, die seine Jugendthorheit, Kunst des Arztes an

der unheilbaren Krankheit des Reiches üben zu wollen, versäumt gehabt. Graf Eberhard von Württemberg aber hatte den Städtebund zerbrochen, der Adel auf den Bergen konnte, von seinen Drängern erlöst, wieder hoch den Kopf heben, Wappenschild und Helmkleinod überstrahlten in altem Glanz die niedergeschmetterten Streitkolben der Zünftler und Pfefferhändler, und die Zukunft harrte viel ritterlicher Lustbarkeit an Festgelage und Turnier zur Verherrlichung der Siege des edlen Blutes über das gemeine. Das waren die großgewichtigen Begebnisse der Zeit, doch auch manch' geringfügigere gesellte der Ankömmling seiner Erzählung hinzu. Darunter, daß die Verwünschung, die der Wolf von Kräen, bevor man ihn zu Engen im Hegau auf's Rad geflochten, wider Herrn Otto von Bodmann ausgestoßen, in Erfüllung gegangen sei. Denn die Unheilsraben hätten sich hohnkrächzend auf das Dach von Hohenbodmann gesetzt, das die einzige Tochter des Ritters heimlich zur Nacht verlassen habe, um nach Angabe einer von ihr hinterlegten Schrift aus Bekümmerniß über den Tod ihrer Base Barbara von Hornstein Zuflucht in einem Kloster zu suchen. Doch sei sie alsbald nach ihrem Eintritt in ein Beguinenhaus, welches dem Vater auszuforschen gelungen,

abermals spurlos verschwunden, muthmaßlich im wilden Kriegsgetümmel der Gegend bei einem Ausgang in's Freie überfallen und davongeschleppt worden. Trostlos ziehe seitdem Herr Otto vergeblich umher, sein verlorenes Kind aufzufinden und in sein ödgewordenes Haus heimzubringen.

Solchen Botschaften aus der Welt draußen lauschten die Hörer mit begierigem Ohr, Verdurstenden gleich, denen im Wüstensand ein Quell entgegensprudelt. Es täuschte sie für eine Stunde über die Einförmigkeit ihres Jammerdaseins hinweg, betrog sie mit dem Gefühl, als hätten sie noch einen Antheil an dem großen, vielfältigen Leben der Menschen. Dicht geschaart horchten sie den Berichten des Neulings unter ihnen weiter, nur Devotus verließ jetzt den Platz und kehrte in seine Waldeinsamkeit zurück. Doch er genoß in der Hütte nicht von den mitgebrachten Speisen, ihn hungerte nicht mehr, sie flößten ihm Widerwillen ein, und um ihn lag das wundersam Traumhafte, mit dem der Morgen ihn umgeben, nichtig zergangen. Nur die Wirklichkeit war geblieben und auch nicht diese, sondern aus seinem Innern goß sich eine mißfarbige Entstellung über Alles aus. Häßlich und höhnisch verzerrt starrten Bäume und Blüthen, der Himmel und das Sonnen=

licht ihn an; sein Herz schlug in wilder Hast und Fieberwahngebilde überheißen Blutes trieben ihn rastlos irr umher. So ging der Tag um ihn allmählich zur Neige; ohne zu denken, von der Gewohnheit geführt, stieg er aufwärts am Quellrand hinan. Dann saß er droben auf der stillen Höhe, wie mit kraftlos gebrochenen Gliedmaßen; langsam, todesmatt schlich jetzt das Blut in ihm und in der hochsommerlich heißen Luft überlief es ihn mit kalten Frostschauern. Wie Einer, der doch noch etwas, ein Letztes im Leben besessen gehabt und jäh verloren, blickte er unbeweglich, starren Auges nach Osten in die Weite hinüber.

Nun warf die schräge Sonne den Schatten einer Menschengestalt unter seinen Füßen vorbei, daß sein Kopf auffuhr und er sah Notburga nach gewohntem Abendbrauch herankommen. Zum ersten Mal seit Wochen hatte er sie nicht mit Ungeduld erwartet, ihrer überhaupt nicht gedacht; störend widerwärtig drang sie ihm heut in sein einziges Verlangen, allein zu sein, hinein, daß er unwillkürlich eine Bewegung machte, aufzustehen und vor ihr auszuweichen. Doch sein Fuß war so schwer, seine Geisteskraft so unfähig zum wollen; halb aufgerichtet, glitt er wieder zurück und blieb in dumpfer Fühllosigkeit sitzen. Die Herzutretende

nahm jetzt mit dem bräuchlichen Gruß den einige Schritte von ihm entfernten Platz ein; da er nicht erwiderte, sprach sie nach kurzen Worten: „Ich sah Dich unten um Mittag stehen und erkannte Dich. Hast Du auch die Botschaften von draußen angehört, die der neu zu uns Gekommene mit sich gebracht?"

„Ja," entgegnete er nur. Ablehnend, wie am ersten Tag, klang es ihm einsilbig vom Mund, sagte unverhohlen, die Gegenwart und Rede seiner täglichen Genossin sei ihm heute lästig. Sie aber schien es nicht zu verstehen, schwieg wohl, einige Augenblicke in die Ferne schauend, doch hub sie darnach nicht anderer Art, als sonst, wieder an:

„Mir ist über Nacht etwas in den Sinn gekommen, ich weiß nicht, ob Du es kennst. Ein Gedicht Herrn Hartmanns von Aue, ‚der arme Heinrich' benannt."

Der Hörer schüttelte zur Antwort nur den Kopf und sie fügte nach:

„Ein Fahrender sprach's einmal in meines Vaters Haus, als ich noch ein Kind war. Doch sein Inhalt blieb mir im Gedächtniß und mich däucht, das Gedicht ist wohl wie kein anderes darnach, daß wir von ihm reden. Denn es spricht von uns selbst, da der

‚arme Heinrich‘ ein Ritter gewesen, der von unserem Uebel befallen worden.“

Sie hielt inne, und Devotus gab kein Zeichen, daß er weiter zu hören wünsche. Aber Notburga fuhr fort, wie sie wohl sonst ein Minnesängerlied, das sie auswendig wußte, wiedergab und erzählte das Gedicht Herrn Hartmanns von Aue. Unertragbar, sich selbst und allen zum Abscheu, litt darin der Ritter am Aussatz, doch es gab eine einzige Hilfe für ihn, die nur ein unschuldiges Mägdlein ihm bringen konnte, wenn sie sich lebend das Herz aus der Brust schneiden ließ, um ihn mit dem Blut desselben zu heilen. Das wollte die „Maget“ aus Treue für ihren Herrn an sich vollführen lassen, obwohl der Arzt es ihr, um sie von ihrem Vorsatz abzuhalten, als über alles Denken schreckensvoll vorstellte und sie warnte:

Ob du den tôt liden muost,
und daz niht vil gerne tuost,
so ist din junger lip tôt
unt frumet uns leider niht ein brôt!

Das Mädchen jedoch beharrte fest auf dem Entschluß und ließ sich vor dem geschliffenen Messer auf den Tisch binden. Da griff es dem armen Heinrich übergewaltsam an's Herz, daß sie ihr junges Leben

um seinetwillen opfern wollte, und ob sie sich weigerte, flehte und zürnte, gebot er dem Arzt, sie loszumachen; denn lieber sei's ihm, elend fortzusiechen, als durch ihren martervollen Tod gerettet zu werden. Und barmherzig lohnte der Himmel ihm dies selbstsuchtslose Mitleid, denn er genas danach ohne Hilfe von seiner Krankheit und führte die Jungfrau, die bereit gewesen, für ihn zu sterben, als sein Weib auf seine Burg.

Das erzählte Notburga und als sie geendet, saß der Zuhörer noch einen Augenblick lang stumm da. Dann aber sprach er:

„Eine thörichte Märe, von einem Pfaffen ausgesonnen, um Solche, die einfältigen Glaubens sind, zu kirren. Denn es giebt keine Barmherzigkeit des Himmels, welche den am Aussatz Leidenden genesen läßt und Dein Gedicht redet eine Lüge, gleich der, die das Buch von Hiob am Schluß berichtet."

„Das mag sein," stimmte Notburga bei, „aber mich däucht, es spricht darum dennoch nicht minder die Wahrheit. Denn was es kundgeben will, ist des Mädchens Bereitschaft, für den Ritter schlimmsten Tod zu erleiden und offenbaren will's, die Liebe sei mächtiger, als alle Furcht und Schrecknis. Wär's

Dir nicht ein Trost in Deinem Unglück, es käme Jemand, für Dich sein Herz dem Messer darzubieten, auf daß Du gesundetest?"

„Gäb's auch solch' ein Zaubermittel, würd' es doch an mir seine Kraft nicht bewähren. Denn mein Elend ist schlimmerer Art, als eines vor mir war, ihm frommt kein Trunk, der den Leib heilt. Trüge der meinige all' Eure Noth hier zusammen, ich wollte darüber frohlocken, wäre von mir genommen, was meiner Seele Qual ist. Magst Du Dein Antlitz bedecken, weil es die Augen zurückschrecken würde — wollt' ich mein Gesicht in die Welt hinaustragen, sie würden mir Unrath hineinwerfen, mit den Füßen nach mir treten, wie nach einem Gassenhund. Devotus habe ich mich genannt, ‚den Verfluchten', denn ich bin ein Todter unter den Lebendigen, ein Auswurf der Menschengemeinschaft. Wie das zu Tod gehetzte Thier in's Gestrüpp flüchtet, um seinen Athem zu verröcheln, hat mein Leben keine Zufluchtsstätte, die mich herbergt, als unter den Aussätzigen."

Devotus hatte es, von besinnungslosem Aufwallen seines Innern übermannt, hervorgestoßen; nun bedachte er sich und setzte rasch mit einem bitteren Aufklang der Stimme hinzu:

„Wozu red' ich Dir, was Du doch nicht begreifen kannst! Laß uns zu dem Gedicht des Hartmann von Aue rückkehren. Seinen Glauben an die Barmherzigkeit des Himmels mag er verantworten, doch größere Lüge ist's, was er von Menschentreue und Liebe erfunden. Glaube mir, es giebt kein Weib, das sich um seiner Herzliebe willen selbst dem Tod zum Opfer darbrächte. Kommt's hoch, da geht sie vielleicht in ein Kloster, für das Seelenheil des Unglücklichen zu beten —"

Er brach kurz ab und sah verstummt vor sich hinaus. Die Weite verschleierte sich, das Abenddämmern begann. Nur das weiße Schneehaupt eines Berges, der am höchsten aus der fernen Alpenkette emporstieg, erglühte noch in rothem Licht.

Darauf hindeutend, streckte Notburga die Hand aus und sprach dazu: „Heißt man die Spitze dort nicht die Jungfrau, die allein noch bleibt, wenn über Alles sich die dunkle Nacht gelegt?"

Doch sie wartete nicht auf eine Erwiderung, sondern fuhr fort: „Ich habe anderes gehört, was mich Herrn Hartmann Glauben schenken ließ. Denn mir ist von einem Mädchen erzählt worden, das in

unseren Tagen um der Liebe willen vielleicht Schrecklicherem Trotz geboten, als die treue Dienerin des armen Heinrich. Um den zu erretten, für welchen ihr Herz schlug, verließ sie heimlich ihre Heimat, ihres Vaters Burg und — sieh, da flammt die Brandfackel über dem Hohenkrähen herauf — nein, Hohentwyl benanntest Du mir den Berg."

Ihre Hand hielt sich abermals deutend nach der in rother Gluth, wie gestern, halb emporgestiegenen Mondscheibe ausgestreckt, und Devotus folgte der Richtung mit dem Blick. Doch ohne Seltsames wahrzunehmen, daß kein wollener Handschuh hinüberwies, sondern eine schmale weiße Hand, deren alabasterne Glätte von keinem Anhauch einer Flechte oder aussätzigen Schuppen befleckt ward. Ihm war nur ein Wort befremdlich an's Ohr geschlagen und rief ihm fast unbewußt die Frage vom Mund:

„Was weißt Du von dem Berg Hohenkrähen?"

Darauf erwiderte sie: „Ich weiß nur, daß auf ihm die Mentha besonders schön blüht —" sie zog bei den Worten eine auf dem Weg von ihr gepflückte Minze aus ihrem Gewand, hielt die Blume ihm entgegen und fuhr fort: „Fürchtest Du Dich vor ihr oder nimmst Du sie wieder, Diethelm von Kräen?"

Wie von einem Stoß der Erde aufgeschleudert, flog er empor und starrte die Sprechende an. Doch vorerst seiner Sehkraft nicht mächtig, wie geblendet, denn es war, als habe Nacht vor ihm gelegen, die von einer jählings auffunkelnden Sonne durchflammt worden. Eine Bewegung hatte die schwarze Gugelkappe vom Haupt Notburgas herabgeworfen und Goldstrahlen ähnlich überfloß das Haar den Scheitel über einer gleich frischem Schnee makellosen Stirn, unter der zwei Augen standen wie Frühlingsenzian auf der Bergesmatte. Stockenden Athemzugs sah ihnen der Aufgesprungene entgegen, dann fuhr ein Ruf, wie ein Aufschrei, von seinen Lippen: „Bertrad —“ Aber Himmel und Erde kreisten um ihn und haltlos fiel er auf seinen Sitz zurück.

Nun trat sie einen Schritt gegen ihn vor und wiederholte: „Willst Du die Mentha noch einmal —“ und wunderbar ging ein leis schalkhaftes Lächeln um ihren Mund, wie sie hinzusetzte: „von einer Schwester?“

Doch er wehrte, die Hände mit den Wollenhandschuhen ausstreckend, sie angstvoll von sich ab, als sei sie ein Traumgebild, das aus der Nacht seines Daseins gestiegen, ihn einen Augenblick mit Seligkeit des Himmels zu betrügen, um ihn, in Luft zerrinnend,

desto marterreicher in das Elend seiner Wirklichkeit zurückzustürzen. Dazu stieß er, halb der Sprache unfähig, lallend, aus: „Fort von mir — was willst Du von einem Ausgestoßenen — einem — Aussätzigen —!“

Da klang es ihm näher, dicht entgegen: „Und wenn Du es wärest — eines Weibes Liebe gilt nur Einem, von dem scheidet sie einzig der bittere Tod. Aber es gilt nicht für sie, daß der Väter Sünden sich an den Kindern rächt, und willst Du nicht zu mir kommen, Diethelm, so komm' ich zu Dir. Ich mußte ja weit und lang gehen, um Dich zu finden — jetzt aber ist's nur ein letzter Schritt mehr — und da bin ich und habe wohl den Lohn verdient, nach dem ich getrachtet.“

Den einen Schritt noch vorsetzend, stützte Bertrad von Bodmann ihre Hände auf seine Schultern, denn auch unter ihr wankten jetzt die Füße, wie es ihr in der Mondnacht geschehen, als sie, das Aufjauchzen ihrer Brust zu ersticken, aus seiner Hütte davongestürzt. Sacht an ihm niedergleitend, zog sie ihm gleichfalls die Kapuze auf den Nacken herab, und krankheitslos, jeder Entstellung bar, wie ihr Antlitz, tauchte auch das seinige aus der düsteren Hülle her=

vor; nur das Leid des Gemüthes hatte weiße Blässe über das Gesicht und trübe Schatten unter die Lider des Sohnes Wolfs von Kräen gelegt. Doch in schöner, edler Bildung hob sein Kopf sich in's dämmernde Licht, dem seines ermordeten Oheims Werner ähnelnd und an die Tauben gemahnend, die nach der Rede des Volksmundes ab und zu weißen Gefieders aus dem alten Rabenhorste auf dem Hohenkrähen in die Weite davon entfliegen sollten.

VIII.

Das war's gewesen, weshalb die schwarze Bewußtlosigkeit sich über die Stirn Bertrads von Bodmann gelegt, als der Heroldsruf unter den Mauern der Stadt Engen zugleich mit Wolf von Kräen auch das Geschlecht, die Nachkommen desselben verflucht, aus Adel und Ehre ihres Namens ausgestoßen hatte. Um kurze Tage zuvor noch stand sie auf dem Gipfel des Hohenkrähen allein neben Diethelm, dem einzigen Sohn des Ritters, den seit Kindertagen schon manchmal der Weg zu ihr auf die Nachbarburg am Nordende des Bodensees hinübergebracht. Erste, jugendliche Liebe zog beide zu einander, ungesprochene Sehnsucht der Herzen, doch zwischen ihren Augen wob sie ein glanzvoll redendes Strahlengeflecht hin und wieder. Und wie sie am Felsrand zusammen standen, pflückte

Bertrads Hand blühende Minze und als sie am Abend gen Bodmann zurückkehrte, hielt seine Hand die sonnige Würze aushauchende Blume, vor deren Duft nach der Sage alles Giftgewürm entfloh, so daß ihr Träger gegen jedes Todesleid gefeit sei. Da dachten Beide Anderes, als die Nacht sich bereitete, durch wildes Gelüst und Tücke über sie zu bringen.

So aber, wie das Herz Diethelms an seinem Oheim Werner liebevoll gehangen, hatte er vor seinem Vater stets nur mit Furcht und fremdem Gefühl gebangt, als sei kein Zusammenhang des Blutes zwischen ihnen. Das wuchs durch die letzte Grauenthat Wolfs von Kräen zum tiefsten Abscheu seines Sohnes, der sich in der Eisenkappe eines Wappenknechtes unter der Menge auf dem Gerichtsplatz unkenntlich barg, dem Urtheil und Vollzug gerechter Strafe an dem Brudermörder anzuwohnen. Aber er hatte die Kraft seines Gemüths zu stark geschätzt; es war doch der, welchem er sein eigenes Dasein schuldete, den der Henker lebendig auf's Rad zu flechten begann und die Kehle verschnürte sich ihm, besinnungslos stürzte er in Busch und Stein davon. Dort warf er sich hin und dann überkam's ihn mit ungeheurer Gewalt, daß es dem martervoll Gerichteten noch besser sei, als ihm selbst,

dem schimpflich aus der Menschengemeinschaft Ausgestoßenen, Geächteten, gleichfalls lebendigen Leibes unter die Todten Geworfenen. Nicht die Krähen hackten auf ihn nieder, aber die Augen, die Zungen, die deutenden Finger eines Jeden, der den Geschändeten, ihm ausweichend, auf der Gasse betraf; die Erde besaß keinen Fleck für ihn, wohin er, nicht von Schande, wie vom Gebelfer einer Jagdmeute verfolgt, sein todtmüdes Haupt strecken konnte. Und im Kopf verwirrte und verdunkelte sich ihm die Denkkraft, es packte ihn an, daß er gerecht büße für die Schuld seines Vaters, denn er trug das Blut desselben in sich und Abscheu vor seinem eigenen Selbst kam über ihn. So flüchtete er, halb irren Geistes, in der Wildniß umher; er war zu weichen Sinnes und der Blitz zu jäh betäubend auf ihn niedergefahren, als daß er die Vernunft seines Gehirns zu bewahren vermocht hätte. Nagend fraß der Hunger in ihm, denn obwohl er beim Verlassen der Burg etwas an Geldhabe mit sich genommen, wagte er sich nicht vor eine Menschenthür, sondern erhielt sein Leben nur von dem, was ihm das Walddickicht bot. Da durchschoß ihm einmal ein Gedanke den Kopf, furchtbar, schaudererweckend, aber fortwährend und im

Traum der Nacht gespenstische Arme nach ihm ausreckend. Sein Umirren hatte ihn auf einen Höhenrand an der Baar gebracht, von wo er unter sich die schwarz vermummten Gestalten eines Leprosenasyls gewahrte. Das war eine Zuflucht für ihn, die einzige, in der Niemand sein Gesicht sah, seinen Namen kannte, um ihn von sich zu stoßen, wie einen räudigen Hund. Sie waren selbst mit einem Aussatz behaftet, dem seinigen ähnlich, und wenn sie ihm durch Ansteckung ihr körperliches Uebel zufügten, seine Noth und Qual konnt' es kaum mehren. Ihn befiel's, es sei ein Gottesurtheil, das er damit über sich fordere, und sonder Verzug lief er gen Löffingen hinab, sich dort Gugel und Abzeichen eines Aussätzigen beim Gewandschneider zu erkaufen. Dieser machte verwunderte Miene, denn Scheues sprach aus Blick und Geberde des Käufers, der selbst nicht krank war, sondern angab, der Kleidung für einen Verwandten benöthigt zu sein. Doch dem Meister konnte kein Gedanke an das Vorhaben des Fremden kommen, so daß er bereitwillig das Begehrte, von dem er stets im Vorrath besaß, auslieferte. Eilfertig begab der Empfänger sich davon, in den tiefen Wald hinein; dort warf er Eisenkappe und Koller von sich, legte den Gugel-

mantel und die weißen Handschuhe an und schlug den Pfad zur Leprosengemeinde ein. Ohne Geleit eines Priesters erschien er in ihr, allein man fragte nicht darnach, denn er brachte anderes mit sich, das ihn willkommen aufnehmen ließ. Für gute Zahlung setzte er sich in den Besitz der Einzelhütte droben am Bergabhang und den Ueberrest seiner Geldhabe gab er dem Säckel der Aussatzgemeinde anheim. Daß er nicht Fug und Recht besitze, sich zu dieser zu gesellen, war zu unglaublich, um irgend Einen mit einem Anhauch solcher Muthmaßung zu berühren.

In ihrer Burgkemenate über dem See aber saß Bertrad von Bodmann, einsam in die Weite blickend und nur Gedanken an den jäh Verlorenen nachhängend. Ihren Augen war er entrissen, doch nicht ihrem Herzen; in dem wuchs sein Bild, von Schmerzen umfaßt, täglich theurer und schöner herauf. Den Tag hindurch und im Traum dachte sie nichts, als wo er sei; sie wußte, die Thür jedes Edlen im Hegau stehe ihm verschlossen, wie nicht minder das Thor von Hohenbodmann selbst. Wohl hatte zuvor ihr Vater Diethelm, der seinem Oheim nachgeartet, allzeit freundlich gehalten und mit Willkomm bei sich als Gast begrüßt, doch ritterliches Gebot würde ihm ge-

weigert haben, dem vom Herold Verfehmten Einlaß und Unterkunft auf der Burg zu gewähren, auch wenn in ihm nicht tiefer Haß und Abscheu vor dem Verbrecher vom Hohenkrähen sich auf das Geschlecht desselben ausgedehnt, ihn mit einem Schauder vor diesem, als einem von Alters her Verruchten erfüllt hätte. Denn um des Frevels eines Kräen willen war einst Hohenbodmann vom rächenden Blitzstrahl des Himmels getroffen und in Brandschutt zusammengestürzt worden.

So durfte Bertrad von ihrem Vater nicht Trost und Hilfe ihres bitterlichen Wehs erwarten. Dies Leid aber stieg, nicht mehr ertragbar, in ihr an; wohin ihr Auge ging, sah sie wie leibhaft den Ausgestoßenen vor sich, hilflos in der Oede irrend, mit wildem Waldgethier, dem Wolf und Bär um sein Leben kämpfend, hungernd, verlassen und verzweifelnd. Und ihr allein schrie es klagend im Herzen und zum Himmel, daß der Sohn für die Missethat seines Vaters büßen sollte, die er nicht mit begangen, der aller Schuld Freie für den Ruchlosen, dem er nicht anders glich, als eine weiße Taube dem Raben. Es waren die Gerechtigkeit, das Mitleid, die Liebe, das Weib, das sich muthig und willensstark auflehnte

wider grausame Satzung und Rechtspruch, gegen Rittergebot und Kaiserwort. Ohnmächtig saß sie, nur mit dem heftig klopfenden, fordernden Schlag in der Brust, der das Recht ihres Herzens und Menschenrecht für Diethelm begehrte, und sie sann und sann. Da lag eines Morgens in ihrer Kammer eine Schrift, Verzeihung ihres Vaters erbittend, daß sie heimlich in ein Kloster fortgegangen sei. Doch sie habe es gemußt, um Beschwichtigung für übermächtigen Widerstreit in ihrem Gemüth zu finden.

Das war gar häufig Geschehendes in der Zeit und gleichfalls nichts Absonderliches, daß eine aus vornehmem Geschlecht an die Thür eines Beguinenhauses klopfte, um sich in ihm zur Schwester aufnehmen zu lassen und als Krankenpflegerin in die Hütten der Armuth und des Elends zu wandern. So hatte sie's, unwiderstehlich davongetrieben, gethan. —

— — — — — — — — — — —

„Ich aber suchte Dich," sagte Bertrad von Bodmann, „der Du in meiner Vorstellung der Aermste und Elendeste warest —"

Sie saß, den Arm um Diethelm von Kräen geschlungen haltend, silberne Lichtfäden durchspeilten über ihnen die Luft, denn sie hatten wohl schon seit

einer Stunde geredet und die Mondscheibe stand glänzend im Osten heraufgerückt.

„Ich ging im Begghardenmantel durch Stadt und Dorf, auf Straßen und Wegen und fragte nach Dir. Nicht nach Deinen Namen, denn ich wußte, den trugest Du nimmer; doch Deine Gestalt und Dein Angesicht beschrieb ich, Deine Sprache und Art. Aber Niemand hatte Dich gesehen, noch wußte von Dir und die Monde gingen mit mir. Mir sprach's oft, ohne Hoffnung und sinnlose Thorheit sei's, doch in meinem Herzen schlug's, ich müsse Dich finden und ich ging weiter."

Diethelm hielt ihre Hand; Sehnsucht der Liebe zog ihn, dieselbe fest zu umschließen, aber wie vor etwas Heiligem zagte er auch noch vor ihr zurück und umfaßte sie nur leisen Drucks. Zum ersten Mal nun fragte er: „Wie konnt' es denn geschehen, daß Du mich hier suchtest?"

„Das war Gottes Wille und Fügung, geschah nicht durch mein Zuthun. Denn als ich einmal eines einsamen Weges kam, hatten Bauern im Wald einen Koller und eine Eisenkappe aufgefunden. Um die stritten sie miteinander, und wie ich anhielt, eine Frage an sie zu richten, sah ich auf der Eisenhaube die

Krähen eures Wappenschildes eingeritzt, und eine von ihr trug gleich der Schlange im Märchen einen kleinen Kronreif auf dem Kopf. Da erkannte ich, daß Dir der Helm zugehört habe, und daß Du an dieser Stelle gewesen seiest, denn die Krone hatte Deine Hand einmal vor meinen Augen in die Erzplatte hineingeschnitten, als ich Dir die Mär von der Schlange erzählt. Und ich fühlte zum erstenmal, daß Gott mit mir auf meinem Wege sei und daß Du nicht erschlagen oder verdorben im Walde umgekommen, sondern die Waffenrüstung von Dir gethan habest, weil ein anderes Kleid Dir nöthig gefallen. So galt's, ringsumher auszukunden, ob Du Dich irgendwo unter einer fremden Tracht hier verborgen, und ich gerieth mit meiner Umfrage auch nach Löffingen in die Werkstube eines Gewandschneiders. Der entsann sich, daß Einer zu ihm gekommen sei in gelbem Brustkoller und der Sturmhaube eines Knappen, unstäten Blickes und wohl so von Gestalt und Angesicht, wie ich gesprochen. Der habe vorgegeben, für einen Andern einer Leprosengugel zu bedürfen, und wie ich's vernahm, schlug das Herz mir jählings Gewißheit, Du seiest unter die Ausgestoßenen geflohen, zwischen ihnen Dein Elend zu bergen. Zu der Stunde zog ich die Kapuze meines

Mantels vor dem Gesicht zusammen und ging hierher, als zum nächsten Asyl. Der Beguinenschwester wehrte niemand den Zutritt; als die Nacht aber eingebrochen, verschwand sie wieder, denn ich vertauschte heimlich im Dunkel mein Gewand mit solchem, wie alle umher es trugen und erschien als ihresgleichen. So trachtete ich, auszuforschen, ob ich mich nicht getäuscht, sondern in Wirklichkeit an die rechte Stelle gelangt sei. Manchen Tag hindurch trat ich zu Diesem und Jenem hinan, den seine Größe mir als einen Mann deutete, und den ich allein auf einsamem Wege betraf. Doch unter den Vielen, die ich ansprach, ihre Erwiderung zu vernehmen, fand ich Dich nicht; eines Abends aber gewahrte ich hier auf der stillen Höhe Einen, der nicht zu den rothglühenden Alpenfirnen, sondern nach Osten hinübersah, dorthin, wo unfern vom Hohentwyl, nicht zu erschauen, der Hohenkrähen aufsteigen mußte. Da brach ich einen Strauch vom Boden und that blühende Mentha dazwischen; mit dem trat ich an den Einsamen hinan. Und wie ich seine Stimme hörte, durchfuhr's mich, daß um einen Schlag mir das Herz still stand; doch das Ohr konnte dennoch mir Trug spinnen, und als ich Dich zu Deiner Hütte hinabgeleitet, ließ ich die Blumen an

ihr zurück. Dann ging ich, aber blieb noch, umschauend, verborgen hinter dem Tannengezweig. Da nahmest Du aus dem Strauß die Mentha hervor und setztest Dich mit ihr auf die Bank über dem Quell, und ich wußte, mein Ohr habe mich nicht betrogen. Ich aber redete immer zu Dir mit veränderter Stimme, tiefer und wohl von rauherer Art, als Du sie gekannt." — Wie in einem wundersamen Traum hörte Diethelm reglos der leistönigen Erzählung Bertrad's zu, deren Stimme ihm jetzt aus früheren Tagen holdselig vertraut heraufklang. Wie sie nun innehielt, faßte er alles, was ihm stürmisch überschwellend aus dem Herzen aufwallte, in die Frage zusammen:

„Und Du schaudertest nicht vor Grauen und Abscheu zurück — Du hattest den Muth, um mich zu suchen, auch hierher zu gehen, unter den Aussätzigen zu leben?"

Doch sie antwortete, daß es ihn süß durchbebte: „Benennst Du die Angst der Liebe Muth? Den müßte sie anders bewähren, nicht durch Thun, das eines Weibes Herz gebietet. Muth wäre nur, wenn demselben zufiele, wider sich selbst zu handeln und es den Sieg über sich davontrüge."

Diethelm bog sich nieder und küßte zu stummem Dank ihre Hand, doch auch noch leise nur, mit Scheu, gleich der einer Heiligen. Eine andere Frage drang ihm jetzt über die Lippen:

„Aber, da Du mich erkannt hattest, warum thatest Du Dich mir nicht kund, kamst Tag um Tag noch als eine Fremde zu mir?“

Zum ersten Mal zauderte ihr Mund kurz, eh' sie leicht stockend entgegnete: „Ich wollte — ich wußte nicht, ob das Uebel nicht wirklich Dich selbst mit befallen — da Du so lange hier —“

Ein leichtes Rütteln durchlief ihr bei der Vorstellung die Glieder; plötzlich aber flogen beide, wie von einer unsichtbaren Gewalt emporgeschnellt, miteinander in die Höh'. Gleichzeitig packte ein namenloser Schauder sie an, zum ersten Mal ein Entsetzen und Grausen vor ihrer Aufenthaltsstätte, eine wie irr betäubende Angst Jedes, nicht für sich, sondern für den Andern. Sie stießen, wie von einem Mund aus: „Fühlst Du nichts? — Du nicht? — Keine Röthe? — Keinen brennenden Reiz?“

Athemlos stotterten sie: „Nein — nein,“ und danach: „Fort! — Ja, fort!“



Das Ungeheure der Gefahr, der sie furchtlos bisher getrotzt, hatte sie mit jäher Erkenntniß und tödtlichem Schreck übermannt. Kurz durchschoß Diethelm ein Gedanke: Der Hunger wird Dich befallen, ich habe Vorrath in meiner Hütte —"

Doch er fügte gleich nach: „Nein — es kommt von drunten und das Gift könnte an ihm sein —"

Angstvoll fiel Bertrad ein: „Nein — nichts rühre mehr — verhalte den Athem, daß die Luft Dich nicht —"

Sie hielten ihre Hände fest ineinander geklammert und stürzten ohne Besinnen und Denken weglos nach der entgegengesetzten Seite von den Leprosenhäusern über den Bergabhang hinunter.

IX.

Wohin sie geriethen, wußten sie nicht, und es galt ihnen gleich, nur davon aus dem Pestdunst der Aussätzigen! Das eine überwog alles, und es kam Diethelm von Kräen nicht, daß er noch ebenso ausgestoßen und geschändet in die Welt zurücklief, als er einst aus ihr unter den Elendauswurf der Menschen geflüchtet. Er dachte nur an sie, die einzige, für die er nicht verfehmt und ehrlos gewesen. Die ihn rastlos gesucht, durch Sonnenbrand und Schnee und tausend Gefahren, mit denen ihre Wege sie umdroht. Die für ihn Schreckensvollerem sich dargeboten, als die treue Magd des armen Heinrich, und es ein Nichts benannte, nur die Pflicht und Selbstsucht ihrer Liebe. Und die Frage kam ihm, was diese Jungfrau, die ohne zu zagen Schlimmerem als

dem Tod getrotzt, mit Bangen erfassen könne, daß sie sage, sie habe zu seinem Ueberwinden des Muthes bedurft.

Fast mit Tageshelle lag das Mondlicht nun über der Erde, nach mehrstündigem schwierigem Durchbrechen von Busch und Wald hatten die Eilenden einen Weg angetroffen, dem sie beruhigter nachzufolgen begannen. Doch unerwartet sahen sie vor sich die Nachtstille und Leere verwandelt, denn an einer Biegung stießen sie plötzlich auf kaum ein halbes Hundert Schritte Entfernung wider eine mit Spießen bewaffnete Bauernschaar, zum Aufspüren eines Bären ausgerückt, der sich nächtlicher Weile, nach Schaf und Ziege lauernd, im Umkreis ihres Dorfes gezeigt. Auf den ersten Blick glaubte der Haufen in den beiden eng zusammenschreitenden schwarzen Gestalten den zottigen Heerdenräuber gradaus daherkommen zu sehen, dann aber prallten alle jäh zurück, denn es schrie zwischen ihnen auf: „Zwei Aussätzige sind's vom Miselhaus! Sie streifen zur Nacht um unsere Häuser und tropfen ihr Gift vor unsere Thür! Macht sie nieder! Sie sind schlimmer, als der Bär!"

Mit einem Schlage erkannte Diethelm die plötzlich todtdrohend auf ihn und seine Gefährtin herein-

gebrochene Gefahr. Blind und taub vor Schreck und Wuth, sahen und hörten die Bauern nicht mehr, kein Abreißen der Leprosenmäntel, kein Zuruf konnte helfen. Zwar wagten sie sich auch mit ihren Speeren nicht näher heran, aber gleich nach dem Aufschrei flog ein großer, vom Boden geraffter Stein dicht vor die Füße des Mädchens hin. Und schon sauste ein zweiter durch die Luft; unzweifelhaft ward's, sie wollten die Gefürchteten aus der Weite zu Tode steinigen. Blitzschnell ergriff Diethelm die Hand Bertrad's, riß sie mit sich seitab weglos über einen offenen haidigen Felsgrund fort, dem dunklen Schattenwall einer hohen Tannenwand entgegen. Wie Hagelschlag-zischte und knatterte es um sie, heulend stürmte die Rotte den Fliehenden nach. Doch vom Wege ab enthielt der feste Boden kein lockeres Gestein oder es verbarg sich, schwer auffindbar, unter dem Haidekraut; wilde Flüche tobten, aber die Wurfgeschosse flogen seltener, und mit Anspannung aller Kraft erreichten die Verfolgten über die mondbeglänzte Fläche hin die Tannenstämme, eilten gradaus zwischen diese hinein. Hinter ihnen dröhnten die Füße der Bauern, denen die Bärenjagd jetzt unwichtig gegen das Ausrotten gefährlicheren Nachtgezüchts erscheinen mochte;

Stimmen riefen: „Wir haben sie fest — sie können nicht weiter! Rechts ist ein Steinbruch — schleppt Wacken herbei!"

Diethelm wußte sich die ersten Rufe nicht zu deuten, doch plötzlich verstand er sie. Die Tannen, die er für Erretter gehalten, bildeten keinen Wald, sondern nur einen schmalen Gürtel, und jenseits desselben starrte den Bedrohten unter niedrigem, zersplissenem und zerrissenem Felsgezack dicht vor den Füßen eine dunkle Leere entgegen. Es war ein schwarzer, bodenloser Schlund, der wie mit dem finstern Rachen eines Riesenungeheuers die Mondstrahlen verschlang, und beide stürzten jählings im athemlosen Lauf zurück.

Da flog wieder ein mächtiger Stein, ein erster, hart neben dem Mädchen gegen eine Felsrippe und sprang zerschmettert in Stücken umher. Und zugleich stieß Diethelm aus: „Ob der Tod vor uns ist, Bertrad — besser jeder andere, als der, den sie uns bringen — willst Du?" Doch er harrte keine Antwort ab, sondern bückte sich, umschlang sie und trat, sie auf den Armen haltend, gegen den Abgrundsrand vor. Nicht völlig steil, sondern ein wenig schräg sich neigend, öffnete ein schmaler Felsspalt klaffenden

Durchriß in der an den Seilen senkrecht niederstürzenden Wand; im Augenblick, wie Diethelm mit seiner Last in die schwarz vor ihm gähnende Flucht hinuntertauchte, durchsauste ein Stein von vierfacher Faustgröße die Luft an der Stelle, wo um Handbreite sein Kopf verschwunden. Doch es war, als fliege er lautlos in ein Nichts hinein, kein Fall oder Anschlag gab Kunde von seinem Bleiben.

Nun knackte drunten ein morscher Zweig, ein Felsgeröllstück löste sich ab und kollerte dumpf in die Tiefe, dann war alles still. Nur droben reckten die Bauern ihre Köpfe über den Absturzrand, und befriedigt klangen ihre Stimmen: „Die Wutach hat sie — die vergiften Keinen mehr!"

Um dreifache Klaftertiefe unter ihnen aber in einem halben Dämmerschein, der nur eben das Nächste ungewiß erkennen ließ, rang Diethelm noch mit dem Instinkt, der Kraft und Umsicht des Erhaltungstriebes nicht um sein Leben, doch um das seiner Begleiterin. Kurze Strecke lang hatte der Einriß in die Gesteinwand nicht jäh abwärts geführt, sondern ein hurtiges Niedergleiten und Rollen gestattet. Doch dann hörte der Boden unter den Füßen auf, nur am Geäst einer Kiefer, die sich in den Fels eingegraben, hielten sich

die Beiden, noch gleichsam in der Luft schwebend. Wurzelknorren und Gestrüpp wucherten drunter hervor, zu dem sich aus der Tiefe ein anderer schwarzer Nadelwipfel heraufhob. Ein falsches Aufsetzen des Fußes stürzte unfehlbar in den Tod; im Tageslicht hätte fraglos der Schwindel jeden hier mit Bewußtlosigkeit angepackt und in den Abgrund gerissen.

Doch Diethelm verlor die Besinnung nicht, spannte sie krampfhaft an, wie man einen Muskel zum höchsten Kraftaufgebot strafft. Er prüfte, wog ab und sagte sich, es sei möglich, den Baum drunten zu neuem Anhalt zu erreichen. Seine Füße suchten tastend nach Spaltritzen in der fahl schimmernden, verwitterten Kalksteinwand, mit der Rechten klammerte er sich hier an, dort hinein; seine Linke hielt über ihm den Leib Bertrad's umfaßt. Für sie war jede Bewegung seiner Glieder; er dachte nicht daran, daß ein Fehltritt, der Losbruch eines Vorsprunges an der Schroffe ihn zerschmettern, nur daß sie, auch wenn sie nicht mit ihm stürze, ohne ihn hilflos verloren sei. Kurz war's ihm gekommen, es sei rathsam, die lang schleppenden Leprosenmäntel abzuwerfen, doch sein Ueberwägen stand davon ab. Sie behinderten wohl, aber konnten auch im schlimmsten Augenblick Hilfe leisten, und sie be=

währten diese sorgliche Berechnung. Denn nun unternahm Diethelm das unabwendbare, todbrohende Wagniß: es war, als hänge er ohne Stütze an dem senkrechten Niederfall, und so zog er Bertrad sich nach. Doch die Bürde übertraf seine Stärke; sie schwankte vornüber, sank auf ihn, mußte ihn mit sich hinunter reißen. Da hakte ihr Mantel sich an einer Zacke fest und hielt sie und ihn zugleich mit. Sein Fuß konnte den verlorenen Stützpunkt zurückgewinnen, einen neuen aufsuchen. „Jetzt gilt's, Bertrad — hab' Muth! Und im Sprung schwang er sich mit ihr an einer steilen Lehne hin abwärts und gewann das Ziel, das er ins Auge gefaßt. Raschelnd nnd krachend schlug dichtes Tannengezweig um beide auf, aber es hielt den Stoß aus, ließ die vorsichtig sich Anklammernden unsagbar mühselig von Ast zu Ast weiter bis zur Wurzel des Baumes hinabgelangen. Darunter schoß wieder die nackte, matt schimmernde Felswand in's Leere.

Dann einmal — sie wußten nicht, wie oft sie in gleicher Weise nach allem Schein ausweg- und rettungslos an den Schroffen gehangen hatten — doch dann einmal stießen ihre Füße auf mächtiges, rundabgeschliffenes Geblöck, zwischen dem es da und dort weiß aufglitzerte und gurgelnd fortplätscherte. Offen-

bar befanden sie sich am flußdurchrauschten Schlundgrunde einer ungeheuren Schlucht, die der Hochsommer indeß nur mit geringer Wassermenge anfüllte. Darüber dachten sie nicht, nur daß sie noch athmeten, noch lebten. Wie ein Wunder war's ihnen geschehen, und unsägliches Dank- und Glückgefühl klopfte laut in ihren Herzen; die hinter ihnen liegende stundenlange Gefahr, die sie in jeder Minute mit Todestrennung bedroht, hatte die Erinnerung an das Thal der Aussätzigen, die wechselseitige Angst, daß der Andere von der Krankheit noch angesteckt sein könne, völlig in ihnen ausgelöscht. Aber wie zerbrochen waren all' ihre Glieder, und alles Denken schwand in ihnen unter betäubender Müdigkeit hin. Sie streckten sich auf einen kleinen, mit leisduftendem Gekräut überwachsenen, trockenen Erdfleck; wie selbstverständlich, als ob sie es schon oft so gethan, legten sie sich die Arme um den Nacken. So fielen sie rasch in Bewußtlosigkeit, aus der Diethelm nur noch einmal durch einen ihm im Kopf rückkehrenden Gedanken zu sich kam, daß er fragte: „Doch heut', als ich mit Dir in den schwarzen Abgrund niedersprang, da brauchtest Du doch Muth, Bertrad?" Obwohl der Schlaf schon über sie gekommen, vernahm sie's und

gelangte nochmals zur Besinnung zurück. Aber mit traumhafter Stimme gab sie Antwort: „Zusammen mit Dir zu sterben — das sollte Muth erheischen? Dein Herz glaubt selbst nicht daran — und meines —" Sie kam nicht weiter, die verstummten Lippen athmeten im Schlummer.

Als sie aufwachten, lag eine bleiche Tageshelle um sie, die ein schmaler Streifen blauen Himmels über ihnen herabwarf. Zu beiden Seiten ihrer Ruhestätte hoben sich fast überall senkrecht ansteigende gelblich-weiße Felsmauern empor, sie begriffen nicht, wie sie an irgend einer Stelle lebend von droben herabgekommen sein konnten. Nur ihre Kleider thaten kund, welchen Kampf mit Steinen und Gestrüpp sie bestanden; durchlöchert, mit Flecken überdeckt, halb in Fetzen und Streifen zerrissen, hingen die schwarzen Mäntel an ihnen.

An ein Hinaufklettern aus der Schlucht war nirgendwo zu denken, so wanderten sie über das am Grunde aufgethürmte Geblöck und Geröll mit dem Wasserlauf abwärts; zahllos heruntergestürzte, weißschimmernde, modernde Tannenbäume verlegten ihnen oftmals den Weg. Wo sie seien, konnten sie sich nicht sagen; ihre Flucht hatte sie fast unglaublicher Weise un=

versehrt bis an den Boden der furchtbaren Felsschrunde hinuntergebracht, welche sich die Wutach, der „schwarze Waldstrom“, vom Schwarzwald herabkommend, im rastlosen Nagen ungezählter Jahrtausende in den Kalkgrund hineingegraben. Mehr als ein halbes Tausend Fuß ragten an ihren Seiten die Steilwände des mählich ausgefressenen Schlundes in die Höh'; hier unten war eine, wohl noch niemals zuvor von einem Menschen betretene Welt.

Als die beiden vergeblich nach einem Emporweg Suchenden eine Stunde lang dem vielfach gekrümmten Flußlauf gefolgt sein mochten, stieg unvermuthet bei einer Umbiegung in schwindelnder Höhe über ihnen eine, wie es schien, erst ziemlich neu erbaute Ritterburg auf. Sie lag auf einer Felsnadel, die sich mit dem oberen Theil völlig von der Gesteinwand neben ihr abgetrennt hatte: eine Zugbrücke führte über den natürlichen Graben der Kluft. Bald entdeckte Diethelm auch einen aus roh in die Schroffe gehauenen Stufen hergestellten, vielgewundenen Niederstieg, der zum Heraufholen von Wasser oder bei feindlicher Erstürmung der Burg als Fluchtpfad für die Insassen angelegt sein mochte. Nun hielten die zwei wie in die Unterwelt Versunkenen Rathschlag, dessen erstes

Ergebniß war, daß sie die Leprosenmäntel von sich warfen; das Mädchen freilich zögerte leicht und stand dann ein wenig befangen in einfachen Untergewändern, die ihr den Hals- und Nackenrand nicht deckten und die schönen weißen Arme fast bis zur Schulter hervortreten ließen. Doch es war unumgänglich gewesen, das gefährliche Oberkleid abzulegen, und ihre Erscheinung und Gestalt hatte sich plötzlich aus dunkler Nacht in die Anmuth lichten Tages umgewandelt. Schlank und doch kraftvollen Baues stand Diethelm jetzt neben ihr in schlichtem Leibwamms und grobem Zwillichbeinkleid eines Waffenknechtes, wie er einstmals den Hohenkrähen verlassen. Doch der Blick Bertrad's maß ihn freudig und sie sprach dazu: „Nun bist Du's wieder und noch mehr Deinem Oheim Werner gleich, däucht mich, als da ich Dich zuletzt sah.“

In zweifelnder Beredung verharrten sie noch, ob es rathsam sei, zu der fremden Burg hinanzusteigen, die vielleicht, wie manch' andere, schlimmen Inhalt beherbergen konnte. Doch da klirrte ein Ton unfern über ihnen, und von den Felsstufen kam eine junge Magd mit einem Schöpfzuber in der Hand herab. Gar verwundert sah sie auf die beiden, aus dem un-

zugänglichen Wutachschlund Hervortauchenden, dann gab sie auf die Frage Diethelm's nach dem Namen der Burg Antwort, dieselbe heiße Neublumberg, dem Ritter von Blumberg, weiter abwärts über der Aitrach gehörig. Erfreut fiel Bertrad ein: „So können wir gesichert droben anpochen, denn der Ritter ist nah versippt mit denen von Blumenegg, die in Freundschaft und Waffenbund mit meinem Vater stehen.“ Eilfertig begaben sie sich die schmale Stiege hinan, welche zu einer kleinen Mauerpforte des in der That erst seit kurzem auf dem „Nägelefelsen“ erbauten Schlosses emporführte. Dann stand Bertrad vor dem Burgherrn, offenbarte sich ihm als die Tochter Herrn Otto's von Bodmann, daß sie auf einem Zug über Land von räuberischem Volk überfallen worden und es ihr nur durch Beihilfe eines Knappen gelungen sei, so wie sie hier stehe, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Ihre Zuversicht erwies sich als voll gerechtfertigt; der Ritter von Blumberg war sogleich auf's Willigste bereit, sie von sicherer Bedeckung nach Hohenbodmann geleiten zu lassen. Lächelnd aber bat sie zunächst um Speise und Trunk für sich und ihren Gefährten, denn es sei hohe Zeit zu einer leiblichen Kräftigung für sie beide, da sie seit dem gestrigen

Mittag ohne Nahrung viel Beschwerliches ausgestanden hätten. So erholten sie sich an guter Kost, darnach ward Bertrad aus der Truhe der Burgfrauen mit Obergewändern versehen, wie solche ihrem Namen und Stand geziemten. Höher emporgewachsen, vornehm und von wundersamer Lieblichkeit erschien sie, als sie in lang niederfließendem lichtgrünem Kleide aus der Kammer hervortrat; unter dem gefiederten Baret fiel ihr das gelöste Haar gleich einem Gespinnst goldener Fäden vom Nacken bis weit über den Gürtel herab. Ein feingliedriges Rößlein harrte ihrer im Hof, und die Art, wie sie den Frauensattel bestieg und den Zügel ergriff, that kund, daß sie furchtlos und sicher des Reitens gewöhnt sei. Der Ritter hatte Diethelm gleichfalls mit Eisenhaube, Koller und Schwert ausrüsten lassen; so begaben sie sich über die Zugbrücke davon. Die Geleitsknechte hielten sich um Einiges auf dem Weg voraus, Diethelm schritt neben dem Pferde Bertrad's. Doch nun kam's ihm und überfiel ihn zum erstenmal, daß er nicht anders hier gehe, wie vor zwei Jahren, sondern als der Nämliche, geschändet an Namen und Ehre und ebenso ausgestoßen, wie damals, aus der Gemeinschaft der Menschen. Das hemmte ihm jählings

den Schritt, und er brachte, scheuen Blickes zu der schönen Reiterin aufsehend, hervor: „Was willst Du? Den Verfehmten auf Deines Vaters Burg führen, der ihn von seiner Thür weisen wird, gleich einem Aussätzigen? Warum hast Du mich von ihnen zurückgeholt, wo die einzige Zufluchtsstätte für mich war und ist? Vor mir liegt ein Abgrund, unüberwindlicher als der, aus dem zur Nacht ein Wunder uns errettet und Deine Hand kann mich nicht halten."

Aus seinen Zügen redete eine irre Angst und nachdenklich ernsten Blickes sahen auch die Augen Bertrads darein. Doch sie streckte die Hand nach ihm und erwiderte: „Komm! Ich habe nicht gefragt, was vor uns sei, als Du mich über die Felswand hinabhobst; so frage Du jetzt nicht, wie es geschehen kann. Aber wenn wir hinabstürzen, thun wir's miteinander — sieh, da wächst Mentha am Wegrand, pflücke von ihr für Dich und mich, daß sie uns geleite."

X.

So zogen sie ostwärts über das Hochland des oberen Albgaus, an der Stelle vorbei, wo vor Kurzem erst ein zähringisches Lehnsadel-Geschlecht die Wildniß gerodet und sich eine Burg erbaut, um welche Ansiedler jetzt die Ortschaft Bonndorf begründeten. Am Merinbach hinab wendeten sie sich dem weit in die Ferne grüßenden Burgfried des Schlosses Hohenlupfen zu, überschritten bei Stühlingen wiederum, doch diesmal mühlos, die ruhig hier durch ein sanftes Thal hinziehende Wutach und umbogen den Südabhang des hohen Randen-Gebirges. Dann stieg der Hohentwyl nahe zu ihrer Linken auf und düster ragte benachbart neben ihm der Hohenkrähen mit verödetem Gipfel in die Luft. Finsteres Gewölk thürmte sich gegen ihn heran, darin es manchmal unheimlich zuckte und

funkelte; quer über die Niederung des unteren Hegaus schlug der kleine Trupp den wohlgehaltenen Weg nach der Stadt Stockach ein, doch lenkte vor dieser zur Rechten nach dem aufschimmernden Ueberlinger See ab. Am Rande desselben sah in spätem Abendlicht von einer felsigen Aufgipfelung die Burg Hohenbodmann hernieder.

Hier saß Herr Otto, allein in tiefer Bekümmerniß aus dem Rundbogenfenster der fürstlich vornehmen Halle schauend, denn all' sein Mühen, die verlorene Tochter aufzufinden, war fruchtlos gewesen; er konnte kaum anders, als fürchten, daß er sie niemals wiedersehe. Da that sich die Thür auf und plötzlich stand die Todtgeglaubte in allem Prangen ihrer Jugendschönheit vor ihm. Hinter ihr trat ein Knappe herein, dessen Gesicht eine geschlossene Helmhaube verdeckte; ungewiß blieb er an der Thür stehen. Bertrad aber lief auf den Sitz ihres Vaters zu, warf sich vor diesem auf die Knie und erbat, seine Hand fassend, von ihm Verzeihung, daß sie seiner Liebe für sie so viel Kummer und Sorgniß angethan habe. Und obwohl er ein gar starker und gewaltiger Kriegsmann war, der wohl wider hundert Gegner im Kampf gestanden, brachen ihm doch gegenwärtig Freudenthränen

aus den Augen und fielen auf das blonde Haar seines wiedergewonnenen Kindes herab. Seine Brust athmete in tiefen Zügen der Erlösung und des Glückes; ein Weilchen blieb es fast lautlos still im Gemach, nur draußen kündete ein dumpfes Geroll in der Luft, daß das Ungewitter vom Hohenkrähen her ostwärts zum See herüberziehe.

Dann löste sich der stumme Mund des Ritters zur ersten Frage und Bertrad richtete sich auf. Einen Augenblick stockte ihr noch die Zunge, aber danach gab sie Antwort, sprach, mit jeder Lippenbewegung rascher und freier. Daß sie fortgemußt und doch nicht sagen gedurft, wohin, weil ihr Vater sie sonst niemals hätte ziehen lassen. Doch sie habe Jemanden aufsuchen müssen, an dem ungerecht grausame Satzung einen zum Himmel klagenden Frevel begangen, daß er, selbst ohne Schuld und Makel, für seines Vaters Missethat von den Richtern geächtet und mit Schande bedeckt worden und nicht andere Zuflucht mehr für sich gewußt, als seine Noth unter den Aussätzigen zu bergen. Hastig berichtete das Mädchen Alles und wer ein Menschenohr besaß, dem blieb nicht Zweifel, nur die Liebe könne mit solchen Worten und solchem Stimmenklang reden. Wechselnd starr verwundert

und schreckvoll entsetzt über den Aufenthalt seiner Tochter im Leprosenasyl, hatte Otto von Bodmann zugehört, allgemach aber verdunkelte sein Gesicht sich mit schattenden Falten und als Bertrad nun schwieg, kam ihm streng vom Mund:

„Und welchen Namen trägt der, dem Du thöricht und sinnberaubt so nachgegangen?“

Doch es schien, er bedurfte der Antwort auf die Frage nicht mehr, denn er wandte sich danach gegen den scheu an der Thür Harrenden:

„Bist Du's? Eines verruchten Vaters Sohn, den Heroldsspruch zu Engen aus den Ehrlichen ausgestoßen?“

Rasch entschlossen trat aber zugleich das Mädchen auf Diethelm zu und entgegnete:

„Ja, er ist's — doch nicht seines Vaters Sohn, sondern seines Oheims, der Dir Freund war. Sieh ihn an, ob er's nicht ist.“

Zu den Worten hob sie ihm den Ueberfall der Eisenhaube vom Gesicht auf. Es dämmerte schon seit Geraumem in der Halle und plötzlich jetzt brach's fast mit nächtigem Dunkel herein, daß der Blick kaum mehr etwas unterschied. Doch zugleich mit dem Thun Bertrads flammte ein Wolkenstrahl des heftig herauf-

gejagten Unwetters nieder und warf sein funkelndes Geleucht über das enthüllte Antlitz Diethelms. In angstvollem Harren sah es sehr bleich aus dem Helmrahmen hervor und der blaue Lichtschein gab ihm damit im Verein etwas geisterhaft Leichenfarbiges, daß Otto von Bodmann zurückfuhr und unwillkürlich ausstieß: „Werner — Du sagst's — doch der todte —“

Nun polterte dröhnend, die Mauern schütternd, der Donnerschlag hinterdrein und verrollte dumpf in der Weite. Mit dem Wiedereintritt der Stille aber hatte der Ritter aus der jähen Ueberwältigung, die ihn angefaßt, seine Besinnung zurückerlangt und sprach festen Tones:

„Ich zürne Dir nicht, Diethelm von Kräen und vergebe Dir, daß Du meiner Tochter Gemüth bethört, mich mit so vielem Gram zu beladen. Es war manchmal mein Denken, da ich Euch als Kinder zusammen sah, daß ich Dich einst Sohn benennen könne. Aber das Schicksal hat es anders bestimmt; was zwischen meinem Haus und Dir gewesen, ist durchschnitten von einem Namen, dem die Ehre genommen und Ritterpflicht heischt mich, da ich Dich erkannt, Dir den Athemzug unter meinem Dach zu weigern.

Geh' von dannen! Mich schmerzt mein Gebot, doch Du selbst weißt, daß ich es sprechen muß."

Unabänderlich war es von den Lippen gekommen und wortlos wandte Diethelm sich schwankenden Fußes der Thür zu. Er hatte zuvor gewußt, so müsse es geschehen, wider sein Geschick sei keine Hilfe vom Himmel und auf Erden. Als schleudere jener eine Bestätigung dazu herab, zerriß die Wolkennacht draußen abermals von grellem Flammenwurf.

Aber eh' er die Schwelle erreichte, war Bertrad zu ihm herübergeflogen, hatte seine Hand ergriffen und rief: „Bleib!" Und in das nachfolgende Donnergetöse hinein, fügte sie mit hochgehobener Stimme nach:

„Gedenke, Vater, daß in solcher Wetternacht auf dieser Stätte einst unser Geschlecht untergegangen bis auf einen Einzigen! Um eines Kräen Verruchtheit traf das Gericht Deiner Vorväter Burg — hier steht wiederum Einer. Ist eine Schuld an seinem Haupt, so ist sie an dem meinen gleich und ich rufe auf unser Haus den Blitz herunter, daß er es kund thue und uns zusammen treffe!"

Unterlaßlos, während sie gesprochen, hatte Blitz um Blitz sie mit gelbem und blauem Licht überbadet. Doch bei ihrem letzten Wort verwandelte die Halle

sich in ein Feuermeer, ein Gluthstrom war zugleich durch jede Fensterhöhlung gebrochen, augenblendend, den Raum mit Schwefeldunst erfüllend, und als stürze Hohenbodmann zusammen, bebten die Grundvesten der Burg unter gleichzeitig wie Niederbruch einer Felswand schmetterndem Auffrach. Sinnbetäubt, als sei er vom Blitz getroffen, taumelte der Ritter gegen einen Eichentisch zurück; kein Nachtdunkel kehrte wieder, sondern Alles blieb in rothem Licht, denn nah vor dem Fenster loderte eine hohe Edeltanne gleich riesigem Fackelbrand in den Himmel. Den Arm um die Schultern Diethelms gelegt haltend, aber stand Bertrad ruhig aufgerichtet und sprach: „Der Blitz ist an uns vorübergegangen, Vater, denn der höchste Richter erkannte uns los von Schuld."

Es lag in der Zeit, daß der jähe Vorgang tief einschneidende Wirkung auf das gottesurtheilgläubige Gemüth Ottos von Bodmann üben mußte, feierlich verstärkt noch durch die hohe, ungeschreckte Ruhe seiner Tochter. Sich auf den Tisch stützend, athmete er ein paar Mal schwer nach Luft, dann sprach er mühsam:

„Ich gebe Dir Frist, Diethelm von Kräen, unter meinem Dach bis zum Ablauf des Jahres, daß Du

suchen magst, die Schande von Deinem Namen abzuwaschen. Eine Kammer im Thurm soll Dich herbergen und Du sollst Dein Gesicht bedeckt halten, auf daß Niemand in der Burg Dich erkenne und von Dir wisse."

Der Ritter verließ rasch die Halle, Anordnung zum Löschen des lohenden Baumes zu treffen; eine Weile verging noch, ehe Diethelm von den Lippen zu bringen vermochte:

„Deine Hand hat mich gehalten — Dein Muth, Bertrad, Dich gegen Deines Vaters Willen zu mir zu stellen."

Doch sie schüttelte den Kopf. „Seine Liebe für mich stand gegen seinen Willen; sie zur Hilfe zu rufen, heischte keinen Muth. Nun laß uns denken, wie wir sein Gebot erfüllen."

XI.

Eine Ruhe breitete sich jetzt über die schwäbischen Lande, die sie seit einem Jahrzehnt nicht mehr gekannt; von vereinigter Fürstenmacht lag der Städtebund niedergebrochen, kein Blut röthete die Wasser mehr, kein Brand den nächtlichen Himmel. Wohl war es ein Sieg der Herren über das Bürgerthum, nochmals ein Triumph des Mittelalters über eine heraufdämmernde neue Zeit und König Wenzels schnell verrauchter Jugendeifer wandte sich, von der Mithilfe der Städte verlassen, ausschließlich der mit vergnüglicherer Gemüthsstimmung erfüllenden Weinkanne zu; vielleicht machte er zur Abwechslung auch von der neuen Erfindung, aus den bisher als nutzlos betrachteten Trestern „Feuerwasser“ zu brennen, Gebrauch. Aber auf was für bedenkliche Kosten der Frieden wiedergekehrt sein mochte, er brachte doch

seiner steten Art nach, Freudiges mit sich. Das Leben athmete nach der langen Bedrängniß auf und genoß wenigstens seine unbekannt gewordene Sicherung in frischen Zügen.

Da rüstete man sich im Spätsommer des Jahres an der oberen Donau in und vor der alten Stadt Sigmaringen zu einer großen Festlichkeit. Sie bildete den Hauptort der Grafschaft Werdenberg und auf dem Felsenschloß über ihr verweilte der Graf gegenwärtig mit zahlreichen, zu ihm gekommenen Gästen. Seine Bundesgenossen im siegreichen Kriege der Fürsten wider die Städte waren's, hochgebietende Herren die Grafen von Fürstenberg und Hohenberg, Graf, Eberhard von Württemberg und Markgraf Rudolf von Baden; als der mächtigste und vornehmste jedoch noch unter manch' Anderen der greise Kurfürst Ruprecht von der Pfalz. Er stand schon im höchsten Lebensalter, den Achtzigern nahe, doch noch gleich rüstig an Körper- und Geisteskräften und unter manchen der Gewichtigsten im Reich ging der Gedanke um, ihn an Stelle des verlotternden böhmischen Schlemmers auf den deutschen Kaiserthron zu heben. Das ward freilich ihm nicht mehr zu Theil, sondern erst seinem Enkel Ruprecht dem Dritten, den die

Kurfürsten, König Wenzel der Krone verlustig erklärend, um etwas über ein Jahrzehnt später zum Oberhaupt des Reiches erwählten.

Die fürstlichen Bundesgenossen, die so lange im Kampf zu einander gestanden, hatten beschlossen, eh' sie sich auseinander trennten, ihren endgiltigen Obsieg noch mit einer glänzenden Festfeier und Lustbarkeit zu verherrlichen; dazu saßen sie auf dem Schloß von Sigmaringen versammelt und dafür rüstete man sich drunten in und vor der Stadt. Schranken und gestaffelte Zuschauersitze zur Abhaltung eines großen Turniers waren auf freiem Plan errichtet. Aus allen Nachbargauen her zogen schon seit Tagen unzählige Ritter herzu, nahmen Unterkunft in der Stadt oder schlugen draußen ihr Zelt auf, von dem ihr Wappen herabsah uud an dessen Zugang ihr Banner emporgerichtet stand. Weitum füllte allen Raum ein dichtes, buntfarbiges Gewimmel und vielfältige Thätigkeit. Von den Turniervögten wurden Namen und Wappen der Antheilnehmer „zu Blatt getragen", Helm- und Wappenschau gehalten. Auch die Rosse, ihre Panzerung, Sattel und Zaumwerk unterlagen sorgfältigster Begutachtung; Herolde, Aufseher und Kampfrichter wurden ernannt. Die Letzteren setzten sich aus Rittern der

„Vierlande", Schwabens, Frankens, Bayerns und des Rheinlandes, sowie zum Gewichtigsten aus Edelfrauen zusammen, denen das oberste Entscheidungsurtheil und die Preisertheilung zufiel. Sie ernannten einen „Damenritter", der einen Schleier an seiner Lanze befestigt trug und zu Roß unter dem Sitzgerüst der Frauen hielt, um in jedem Augenblick ihre Befehle zu vollstrecken. Wen seine Lanze mit dem Schleier berührte, der war gegen jeden Angriff gefeit und geheiligt.

Nun hatte der Tag des Kampfspiels begonnen und Alles harrte in Bereitschaft. Im höchsten Festschmuck prangend, thronten die Turnierrichterinnen auf vorgebauter Brüstung, unweit von ihnen nahm, von den Grafen und Herren umgeben, der weißbärtige Kurfürst Ruprecht den höchsten Ehrensitz ein. Wohl tausende von allem Geschlecht füllten die Plätze rings umher oder standen an den Schranken; auch die reckenhafte Gestalt Ottos von Bodmann ragte unter ihnen empor. Pferdegeschnaube und Gewieher, Panzer- und Waffengerassel erscholl draußen; Alles harrte auf das Heroldszeichen zum Beginn.

Doch kein Trumetenstoß erscholl noch, denn am breiten Hauptzugang des Turnierplatzes begab sich

etwas, das einen Aufschub verursachte. Dort trat ein voll in Helm und Rüstung Gekleideter mit umgewendetem Dreiecksschilde herzu, so daß die Spitze nach oben sah, wie es bei schwerer Trauer zu geschehen pflegte oder das Erloschensein eines Geschlechtes andeutete. Außerdem aber war der Schild noch mit einem schwarzen Flor dicht verhängt und ein Herold wehrte dem Träger den Eintritt, indem er Offenbarung des Wappens forderte. Das geschah und der zweigetheilte Schild zeigte drei Krähen oder Raben in silbernem Feld. Aufstutzend fragte nun der Herold nach dem Namen des Einlaßbegehrenden, der sein Helmgatter emporschlagend, Antwort gab: „Diethelm von Kräen."

Er stand farblosen Gesichtes, denn sein Leben hing an dieser Stunde. Sein Beschirmer auf Hohenbodmann hatte Rathschlag und Abrede mit ihm gepflogen, daß er das Turnier zu Sigmaringen nützen solle, vor einem Ritterconvent seine Sache zu führen, ob er es erlange, daß die Schande von seinem Namen getilgt werde. Doch unweit verharrte Herr Otto selbst unbeweglich, nichts seiner Miene that kund, daß er an dem Schicksal des Ausgestoßenen einen Antheil nehme, noch vom Vorhaben desselben wisse.

Das vor zwei Jahren im Hegau über den Ritter Wolf von Kräen ergangene Gericht aber war noch allebendig im Gedächtniß sämmtlicher umher Befindlicher, wie nicht minder des Herolds, und starren Erstaunens fügte dieser die Frage nach:

„Wer seid Ihr, der Ihr Euch des Wappenschildes anmaßt? Denn er liegt schimpflich zerbrochen und ausgetilgt aus dem Urkundsbuch des Ritterthums.“

„Ich nannte meinen Namen, mein Vater hieß Wolf von Kräen auf Hohenkräen.“

Diethelm entgegnete es festen Tones und setzte den Fuß gegen den Sitz des Kurfürsten vor, um vor diesem oft im Geheimen sorgsam erwogene Rede jetzt laut zu den Versammelten zu heben.

Doch ringsum schnellte Alles von den Plätzen empor, Getöse entstand, Rufe schollen durcheinander, und vor tausend ihm in's Gesicht starrenden Blicken zog es plötzlich mit dunklem Schwindel über die Augen Diethelms. Ihm war's, als stehe er wieder an der Gerichtsstätte zu Engen, nur selbst jetzt schande- und todeswürdigen Frevels beschuldigt und im Voraus verdammt; im Ohr schwoll ihm der dumpfe Psalmgesang der Pfaffen, der den Brudermörder und sein

Geschlecht verfluchte, daß es ausgerottet werde auf Erden und Niemand seiner sich erbarme — und ihm stockte die Zunge, ausgelöscht und vergessen war Alles, was er muthig zu sprechen gedacht. Vor ihm aber rief der Herold weittönig den Waffenpersevanten zu:

„Ein Ehrloser hat sich in die heiligen Schranken gewagt. Nehmt ihm Helm und Schild, Rüstung und Schwert nach dem Turniergesetz und jagt ihn nackend mit Peitschen von dannen!“

Doch ehe die Angerufenen den unmächtig Stehenden zu ergreifen vermochten, tönte ein lautes: „Haltet ein!“ in das Stimmengemenge, ein gepanzertes Roß sprang vor, und ein Ritter in voller Turnierrüstung, die Lanze auf den Sattelrand stemmend, sprengte in die Bahn. Er verneigte sich vor dem Kurfürsten und rief darnach laut durch sein Visir:

„Ich fordere Gottesgericht! Meine Lanze bewährt die Ehre des Beschuldigten! Wer steht wider mich?“

So konnt's geschehen und verlangte Gehör und Entscheid. Aus den Augen der Kampfrichterinnen hatte mehr denn ein Blick sich mitleidig auf das blaßbetäubte Gesicht Diethelms gerichtet; nun gebot ein Wink dem Damenritter, der, schnell vorreitend, den

Schleier seiner Lanzenspitze auf den Helm des Bedrohten herabneigte, und die ausgestreckten Arme der Persevanten fielen von ihm zurück.

Ein Vorgang war's, auf den Niemand bereitet gewesen, der alle Anwesenden zu höchster Spannung erregte. Nur wenige Augenblicke vergingen, dann lenkte einer der draußen zum Turnier gerüsteten Ritter sein Roß herein, stellte sich dem Ausfordernden gegenüber auf und sprach: „Ich stehe wider den, der für einen Unehrlichen die Waffen hebt."

Von mächtiger Gestalt überragte er seinen Gegner zum Mindesten um Kopfeshöhe, noch mehr aber durch kraftvolle Breite des Wuchses und des Gliederbaus. Sein Helmgatter aufschlagend und sich zum Gruß verneigend, forderte er von dem anderen das Gleiche; doch dieser sprach den Herold an: „Gebietet die Satzung mir, zu erfüllen, was er begehrt?"

Der Befragte entschied: „Ihr dürft Euch unerkannt halten, bis der Kampf beendet ist. Euer Schild trägt das Wappen derer von Hohenbodmann; mir liegt nur ob, von Euch zu verlangen: Schwöret bei Gott und Ehre, daß Ihr berechtigt seid, dies Wappen zu führen."

Der Aufgeforderte reckte den Stahlhandschuh empor: „Ich schwöre bei Gott und Ehre, daß es mein Wappen ist.“

Doch nun tönte ein Ruf Herrn Ottos drein: „So schwört er eidbrüchig, denn ich habe keinen Sohn, noch einen meines Geschlechts, der mein Wappen führt!“

Er trat herzu, und ein wilder Sturm der Empörung brach los. Unerhörtes war geschehen; selbst der gesetzeskundige Herold wußte nicht Auskunft und rief: „Welche Strafe gebührt Solchem, der falschen Schwur geleistet, um Gottesurtheil für einen Ehrlosen zu erlangen?“

Um einen Athemzug hielt der kleine, schmächtige Reiter, ungewiß zaudernd. Dann aber schlug er das Gatter seines Helms, an dessen Kleinod er nach dem Turniergebrauch als Abzeichen, für das er in den ritterlichen Kampf gehen wolle, einen Zweig blühender Mentha befestigt trug, entschlossen in die Höh und sprach ruhig:

„Wer zeugt wider mich, daß mein Mund unwahr geredet?“

Ein zart-liebliches Frauenantlitz blickte aus dem geöffneten Visir hervor, vor den Lippen Diethelms

flog ein Aufschrei: „Bertrad!“ und wie vor einer Erscheinung bestürzt zurückfahrend, stieß Otto von Bodmann aus: „Meine Tochter —!“

Noch niemals Geschehenes hatte sich begeben, alles drängte, den Athem verhaltend, die Köpfe vor, zu sehen und zu hören; selbst der Kurfürst Ruprecht hob sich vom Sitz und bog staunend den Blick über die Brüstung. Die lautlose Stille aber benutzte Bertrad von Bodmann, hurtig ihr Roß in die Mitte der Bahn zu lenken; rasch hob sie sich den Helm herab und ließ ihn zu Boden fallen, nachdem ihre Hand die Menthablüthe vom Kleinod genommen, und diese emporhaltend, sprach sie laut vernehmlich:

„Erlauchte und Gestrenge, edle Richter und Richterinnen, für dies Zeichen wollte ich mich zum Kampf getrauen, und ob auch mein Arm der Waffen nicht kundig, trug ich Zuversicht in mir, Gott werde ihnen den Obsieg gewähren. Doch da mein Geschlecht Euch kund geworden, weiß ich, Ihr werdet mir nach der Satzung nicht verstatten, mit der Lanze meine Sache zu führen. So muß des Mundes Wort meine Waffe sein, für die Ehre eines schuldlos mit Schmach Getroffenen zu kämpfen, für die Gerechtigkeit Gottes, die auf uns niedersieht, und für die Liebe des Herzens,

die in mir ist. Erlaubt Ihr mir, daß ich zu Euch spreche?"

Sich anmuthig neigend, hielt sie bei der Frage klug das Gesicht den zur Urtheilsfällung erwählten Frauen entgegengewendet. Ein wundersamer Anblick war's; aus dem erzenen Kleid hob sich ihr Antlitz rothblühender Rose ähnelnd empor, und über die ritterliche Rüstung floß vom Nacken das lange Goldstrahlen von sich werfende Haar herab. So, erzählten die Gesänge der Dichter, hatten edle Frauen von hoher Begeisterung mit auf die Kreuzfahrt in's Morgenland geführt, eisenumpanzert zu Roß auf der Höhe vor Jerusalem gehalten und mit leuchtendem Blick die heilige Stadt begrüßt. Kein Auge verwandte sich von dem hold-wunderbaren Schauspiel, kein Mund erhob Einspruch. Kurz tauschten die Richterinnen leise Wechselfragen aus, dann neigte die Schleierlanze ihres Ritters Bertrad Gewährung zu.

Und sicher, unbeirrt von den tausend Gesichtern um sie her, klang nun ihre Stimme wieder auf. Sie offenbarte Alles, was gewesen und war, frei sprach sie von der Liebe, die unvermerkt in Kindertagen zwischen ihr und Diethelm von Kräen emporgewachsen, und mit klugem Wort wiederum fragte sie, ob er an

Antlitz und Art nicht seinem Oheim Werner Rosenblüth gleiche, den viele der Frauen wohlgekannt und heimlich im Herzen getragen, und ob eine sie um ihre Liebe für ihn geringachten wolle. Dann berichtete sie, wie er um der Missethat seines Vaters willen, die er verabscheut habe gleich keinem Anderen, von ungerecht=grausamem Satzungsspruch schuldlos geschändet und ausgestoßen worden sei, daß er keine Zuflucht für sich mehr auf Erden gewußt, als unter die Aussätzigen zu fliehen und unerkannt zwischen ihnen sein Elend zu bergen.

Da lief ein Schauder durch die Glieder der Hörenden und nun nochmals, heftiger noch, mit dem Doppelausdruck des Entsetzens und athemloser Bewunderung, wie Bertrad fortsprach, daß sie ihm nachgegangen sei in das Leprosenhaus, um ihn dort zu suchen und zu finden. Als Selbstverständliches der Liebe klang's ihr schlicht von den Lippen, aber darnach hob sie mit hoher Begeisterung die Hand empor, daß wohl ein noch deutlicheres Gottesurtheil, als das eines Waffenkampfes, gesprochen, denn sie beide ständen, nicht von der Krankheit erfaßt, offenen Gesichtes hier, und wie sie das Asyl verlassen, habe Gott wiederum seine Hand über sie gehalten und sie aus Todesge=

fahr errettet, wie sie vielleicht noch Keiner lebend bestanden. Und als sie auch davon getreulich berichtet, daß jeder es wie mit eigenen Augen vor sich gesehen, hob Bertrad am Schluß die Stimme zur Frage: „Ist es nun Euer Wille, daß man ihn nach dem Gebot des Herolds mit Schimpf von dannen zu den Aussätzigen zurückjage, so thut es kund!" Dann schwieg sie.

Doch sie hatte die Antwort schon zuvor in den Mienen gelesen und ihre Worte wohl zu wählen gewußt, daß sie das Gemüth der Frauen im Innersten damit getroffen. Denn Muth, Treue und Hingebung der Liebe bildeten das höchste Panier, das unsichtbar über dem Sitz der Richterinnen und Belohnerinnen des ritterlichen Waffenkampfes flatterte, und nur kurze Augenblicke lag regloses Schweigen umher, dann senkte der Damenritter abermals seinen Schleier auf die Schulter Diethelms von Kräen nieder. Er war losgesprochen von Schuld und Strafe, sich an den Gesetzen der Turnierordnung ruchlos vergangen zu haben, und lauter Beifall der tausendköpfigen Menge stimmte dem Entscheid der Frauen zu.

Weiter indeß erstreckte Macht und Befugniß derselben sich nicht, und ungewiß, was ihm obliege oder

freistehe, ob er von dannen gehen oder bleiben solle, stand Diethelm, und ungewiß gingen die Augen Bertrads zu ihm hinüber. Was sie ohne sein Wissen heimlich für sich gerathschlagt, wenn er selbst nicht zu helfen vermögen würde, hatte sie vollbracht; was weiter geschehen solle und könne, wußte sie nicht. Aengstlich suchte ihr Blick Beihilfe im Gesicht ihres Vaters, doch Herr Otto von Bodmann regte sich nicht.

Da plötzlich erscholl laut durch die wieder eingetretene Stille die Stimme des greisen Kurfürsten Ruprecht: „Ich bin der älteste der Ritter an dieser Stätte, doch tausend meinesgleichen sind um mich hier versammelt. Ihr alle habt wundersame Märe der Liebe gesehen und gehört, die sich wider Noth und Tod bewährt, daß mein altes Herz noch einmal angehoben, mir lauter, gleichwie zur Jugendzeit in der Brust zu schlagen. Nach dem auch, was ihnen im Herzen geredet, haben die edlen Frauen ihren Entscheid gefällt über die Forderung, die eine edle Jungfrau an sie gerichtet. Ich aber entbiete Euch alle, die Ihr ritterlicher Würde und Ehre hier zugegen seid zu neuem Urtheil über einen Mann, dessen Name vor Jahren zu Engen im Hegau von anderem ritterlichen Gericht zu den Unehrlichen ausgestoßen worden. Hebet

Euch auf zum Entscheid, uud wer unter Euch ist, der es weigert, daß ich vom Haupt und Namen Diethelms von Kräen die Schande fortnehme, der rufe: Nein!"

Rasselnd flog es unzählbar rundum von den Sitzen empor, dann verhallte das erzene Getön, doch von keiner Lippe scholl ein Ruf; feierlich schweigende Lautlosigkeit überlagerte die dichtgeschaarten Köpfe, Eine Weile harrte der Kurfürst unbewegt, darauf schritt er die Stufen von seinem Hochsitz hinab und sprach:

„Tritt herzu, Diethelm von Kräen und kniee nieder! Du hast sonder eigne Verschuldung durch harten Spruch Schimpf getragen und Elend geduldet, wie es Wenigen vor Dir zubemessen worden. Nach ritterlichem Entscheid nehme ich mit diesem Schwertstreich die Schande von Dir und mit diesem gebe ich Deinem Namen die Ehre zurück."

Der Kurfürst senkte sein Schwert zwei Mal auf die Schulter des Knieenden herunter —

„Aber Du hast Dich standhaft im Unglück bewährt und einer edlen Jungfrau heilige Liebe leistet Bürgschaft für Dich, daß Du die echten Tugenden in Dir trägst und bezeugen wirst, die des edelgeborenen Mannes höchste Zierde sind. So füge ich



mit diesem dritten Schwertstreich den Lohn für Deine strenge Prüfung hinzu: Hebe Dich auf, Diethelm von Kräen, als Ritter mit Deines Geschlechtes unbescholtenem Wappen und Schild —"

— — — — — — — — — — — — — —

Wie der junge Ritter an eine stille Seitenwandung des Turnierplatzes gekommen, wußte er nicht. Doch er stand dort, schwanken Fußes, trunken von traumhaftem Glück, mit Bertrad von Bodmann. Stammelnd sprach sein Mund ihr den ersten überströmenden Dank und nun erwiderte sie: „Heut' nehm' ich ihn an, Diethelm, denn zu dieser Stunde habe ich Muth gebraucht."

„Daß Du im Waffenkampf wider einen Ritter Dein Leben für mich einsetzen wolltest —"

„Nein — dazu nicht." Klein und schmächtiger als zuvor erscheinend, nachdem sie vom Sattel abgestiegen war, stand sie noch in der Manneswappnung da und fügte hochglühenden Antlitzes leisstimmig rasch hinzu: „Gieb mir Deinen Mantel und schlag ihn um mich, sonst versinke ich jetzt vor Scham in die Erde."



